

## P. Heinrich Lemcke's Erinnerungen an Europa

Das Jubiläum der Erzabtei St. Vincent in Pennsylvanien und der Benediktiner der Amerikanisch-Cassinensischen Congregation erinnert auch an Peter Heinrich Lemcke, den Städtegründer von Carrolltown. Denn nicht nur, daß dieser schon im Jahre 1835 im Mainzer „Katholik“ als erster den Benediktinerorden für Amerika forderte, nicht nur, daß er P. Bonifaz Wimmer in seinen Missionsplänen mit Erfahrungen aus der Praxis der amerikanischen Kolonistenmission beriet, bevor dieser seine bayerische Heimat verließ, nicht nur, daß er ihm 1848 seinen Landbesitz vorteilhaft überließ — 1852 trat er mit 56 Jahren in St. Vincent ein. Noch 30 Jahre lebte er im Orden, am 29. November 1882 starb er zu Carrolltown. Gewiß, P. Bonifaz Wimmer und P. Heinrich Lemcke waren zwei grundverschiedene Naturen, der Niederbayer und der Mecklenburger haben sich nie ganz verstanden. Doch ist Lemcke nicht nur an der Urgeschichte von St. Vincent, sondern auch an der Gründung der Abtei Atchison in Kansas und an der Stiftung des Benediktinerinnenkonvents S. Elisabeth in New-Jersey mit seinen heute 11 Tochterklöstern so sehr beteiligt, daß nur eine einseitige Geschichtsschreibung seine Bedeutung für den Orden in den Vereinigten Staaten schmälern könnte. Darum sei zum Jubiläum von St. Vincent seiner auch in Europa nicht vergessen.

P. Heinrich Lemcke hinterließ eine ausführliche Selbstbiographie. Er vertraute sie seinem Freunde Michael Forner an, der 1902 als Benefiziat in Bad-Tölz in Oberbayern verstarb. Wie es so ging, niemand interessierte sich beim Tode Forners für die Erinnerungen Lemckes, und so wußte keiner mehr um sie, als man 20 Jahre später darnach forschte. Wäre nicht der Bombenkrieg gekommen, selbst heute wären sie verschollen. So aber tauchten sie in St. Bonifaz ans Licht, als man dort nach dem ersten großen Klosterbrande vom 10. März 1943 die Reste des Archivs in Sicherheit verbrachte. Ein unscheinbarer Aktendeckel mit der Aufschrift „Lemcke“ hütete sie über 40 Jahre.

Leider ist die Biographie nicht im Original erhalten. Forner hat sie überarbeitet, als er sie zum Drucke vorbereiten wollte. Im Vorwort zu seiner Arbeit sagt er, er habe an Lemckes Werk

„hie und da im Sprachlichen nachgeholfen, manches kürzer gefaßt, scharfe Ausdrücke gemildert und Mitteilungen, die noch Lebende bloßzustellen geeignet schienen, ganz weggelassen“. Der Historiker mag dies bedauern, doch würde wohl auch jeder andere wie Forner verfahren sein. Denn Lemcke war, als er „*procul a negotiis und solutus ab omni foenore*“ seine Erinnerungen niederschrieb, bereits 83 Jahre alt. Er gesteht selber, daß er „nie so recht ein Mann der Feder gewesen“, und bittet, mit Längen in der Schilderung und Mängeln in der Ausdrucksweise Geduld zu haben. Was ihm vor allem Anlaß zum Schreiben war, sagt er mit den Worten: „Ich bin zwar nur ein unbedeutender Mensch, aber da ich mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung kam, auch bereits 45 Jahre in Amerika wirke, so könnte es vielleicht dem einen oder andern einfallen, über mich zu schreiben. Da möchte ich nun nicht, daß es mir erginge wie meinem lieben Vater Gallitzin, über den ein Frauentzimmer ein Buch geschrieben hat, das gleich dem Titelkupfer ein Phantasiegemälde ist.“

Heinrich Lemcke war nach dem Zeugnis Forners „der liebenswürdigste Mensch, sprudelnd von Witz und Anekdoten, aber in einer rauhen Schale. Auf Diplomatie verstand er sich nicht im mindesten, und seine hie und da etwas vorlaute Zunge, auch Vorgesetzten gegenüber, hat ihn, seinem eigenen Geständnisse gemäß, öfter in große Verlegenheit gebracht. Oft genug ist aber auch der gute Mann unverdienterweise herabgesetzt und verleumdet worden, und zwar von Seiten, wo man es am wenigsten erwartet hätte.“

Die Zeit für die Veröffentlichung der Schilderungen Lemckes über Amerika scheint noch nicht da zu sein. Doch schrieb er nicht nur von seinem Leben in der Neuen Welt. In mancher Hinsicht interessanter ist sein Weg zum Missionär in Nordamerika. Er, der Kaufmannssohn in einem Mecklenburger Städtchen, der Mitkämpfer in den Freiheitskriegen, der protestantische Theologe wie der Schüler der Bischöfe Sailer und Wittmann in Regensburg, der Freund Diepenbrocks und der Bischöfe Räß und Weis, der „Luxuspriester“ Rat Schlossers auf Stift Neuburg bei Heidelberg, wie ihn Clemens Brentano nannte, weiß gewiß keine erschütternden Dinge zu berichten, doch sind die Kleinigkeiten, die er zur Geschichte seines eigenen Werdens wie zur Geschichte seiner Zeit zu sagen hat, von Wert. Sie charakterisieren das Denken seiner jungen Jahre im protestantischen Norden Deutschlands treffender, als es ein gelehrtes Buch vermag, sie zeichnen die Männer der katholischen Restauration in Bayern und am Oberrhein aus der Sicht eigenen Erlebens und eigener Entwicklung. Gerade die Kreise in Regensburg und im Stifte Neuburg aber, denen der Missionär und Städtegründer Lemcke entstammt,

schufen, wenn man so sagen will, die Atmosphäre, aus der das Wiedererstehen des Benediktinerordens in Bayern und schließlich auch dessen Übersiedlung nach Nordamerika gekommen ist.

### Meine Jugendzeit

Geboren wurde ich in Rehna, einem kleinen Landstädtchen im Mecklenburgischen, halbwegs zwischen Schwerin und Lübeck. Mein Großvater mütterlicherseits war hier über fünfzig Jahre Kantor und Organist gewesen und lebte während meiner Kindheit im elterlichen Hause von seiner Pension. Er führte Buch von allem, was in der Familie vorkam. Die alte Foliobibel mit vielen Holzschnitten, welche noch von seinem Großvater herstammte und durch welche ich als Knabe mit der ganzen biblischen Geschichte bekannt wurde, wollte man mir nicht herausgeben. Von Großvaters Memoiren aber, welche auf angehefteten Blättern geschrieben waren, erhielt ich eine Abschrift.

Da heißt es denn unter anderem: Den 24. April 1787 wurde meine jüngste Tochter Friederike mit dem Kaufmann, Herrn J. Martin Lemcke, getraut. Hierauf finden sich die Geburtstage meiner Geschwister eingetragen, jedesmal von einem Segenswunsche begleitet, bis endlich zuletzt — denn ich war der Jüngste — die Reihe an mich kommt. Hier steht: Den 27. Juli 1796 ist ihr dritter Sohn, Peter Balthasar Heinrich, geboren und den 1. August getauft. — Herr, laß diesen deinen Knecht werden, der vielen Samen ausstreue zur Vermehrung deines Reiches und selbst ein helleuchtender Stern an deinem Freudenhimmel sei! Das tue dir zum Preise und ihm zum Segen! Amen.

Hieraus sieht man schon, welchen Geistes Kind dieser Großvater gewesen. Er war noch aus der Halleschen Schule und nach seiner Weise — denn vom Katholizismus wußte er ja nichts — ein frommer, gläubiger Christ, unberührt vom Unglauben und der religiösen Verwilderung jener Zeit. Ihm verdanke ich es, daß ich nicht in frühester Jugend schon eine Beute des Unglaubens geworden bin. Er hat gleichsam einen Angelhaken in meine Seele geworfen, bei dem ich wieder zurückgezogen wurde, wenn ich auf Irrwege geriet.

Sonst legen gewöhnlich fromme Mütter in ihren Kindern den Grund zu einem religiösen Leben. Diese Gnade wurde mir nicht zuteil. Denn meine Mutter war in ihrer Jugend in einem modernen Institute auferzogen worden, wo sie ihren Glauben eingebüßt hatte. Sie war eitel und aufgeblasen geworden, war eine durchaus weltlich gesinnte Frau, dazu launenhaft und leidenschaftlich, die dem armen Vater das Leben verbitterte und die ganze Familie in beständigem Aufruhr hielt. Was sie an mir versäumte, hat der Großvater wieder gutzumachen sich bemüht.

Er war der einzige im Hause, der noch betete, und hat auch mich zum Beten angehalten. Wohl erinnere ich mich, wie er mich als kleines Bübchen zwischen seine Knie nahm, mir die Hände zusammenlegte und mir vorbetete. Sein Lieblingsbuch war Bogatzkys „Güldenes Schatzkästlein oder Kinder Gottes“, aus dem ich zuerst Lesen gelernt habe. Er machte auch noch das Kreuzzeichen nach Luthers Anleitung, wie es in seinem Katechismus heißt: „Des Morgens, so du aus dem Bette fährst, sollst du dich bezeichnen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprechen: Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist!“ Dank dir, Großvater! Du hast etwas in meine Seele gepflanzt, was alle Stürme des Lebens nicht haben entwurzeln können.

O wenn doch die Eltern bedenken wollten, wieviel darauf ankommt, daß die Kinder schon recht früh zum Beten angehalten werden! Ich wurde einmal, als Priester hier in Amerika noch selten waren und oft 30 bis 40 Meilen zu Kranken gerufen wurden, ersucht, zu einem alten deutschen Manne zu gehen, der vielleicht ein halbes Jahrhundert dahingelebt hatte, ohne sich um Religion und Kirche zu bekümmern, dazu auch im Verkehr mit Amerikanern seine Muttersprache fast vergessen hatte. Als ich ankam, war er bereits besinnungslos. Ich sah, daß er die Lippen bewegte, neigte mich daher über ihn und horchte. Und siehe, er betete, betete in der längst vergessenen Muttersprache Gebetlein, wie fromme Mütter ihre Kinder zu lehren pflegen, wenn sie diese zur Ruhe bringen, ein Beweis dafür, wie sehr die ersten Eindrücke im Kindesherzen andauern und sich selbst in den spätesten Jahren wieder geltend machen.

Noch kann ich mich indes von meinem lieben, alten Großvater nicht trennen. Er hatte den ganzen Siebenjährigen Krieg mitgemacht als Stabstrompeter im Ansbach-Bayreuthischen Dragoner-Regiment und lebte und webte in der Musik. Noch im höchsten Alter hat er gezeitigt, gedichtet und komponiert. Daher kam es dann, daß alles im Hause musikalisch war. Uns Kinder schon nahm er ans Instrument, als wir noch kaum laufen konnten. Dabei war er ein Ehrenmann von echtem Schrot und Korn und, wie schon gesagt, ein frommer, gläubiger Christ. Obgleich schalkhafter und fröhlicher Natur, konnte er sich doch in dem neuen Lichte, von dem sein Freund Claudius singt: „Ein neues Licht ist aufgegangen . . .“ und das zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch in das obskure Mecklenburg mit Ungestüm hineinfuhr, nicht zurechtfinden.

In unserem Städtchen trat einst ein junger Theologe auf, der es sogar zur Würde eines Doktors der Philosophie gebracht hatte. In einer Abendgesellschaft gab er mehrere Beispiele von natürlicher Erklärung biblischer Wunder zum besten. Es kam

auch die Rede auf den wunderbaren Durchgang der Kinder Israels durch das Rote Meer. „Da haben wir auch ein Beispiel, wie man überall Wunder sehen will, wo doch alles mit ganz natürlichen Dingen zugeht“, sagte der Herr Doktor. „Der Moses war ein gescheiter, naturkundiger Mann, hatte sich lange in der Wüste und an den Ufern des Roten Meeres herumgetrieben und wußte, daß zu regelmäßigen Zeiten Ebbe und Flut eintrete. Zur Zeit der Ebbe nun führte er seine Israeliten trockenen Fußes hindurch. Die dummen Ägypter aber rannten ihnen blindlings nach, als die Flut soeben eintrat, und ertranken.“ Großvater saß da, rauchte ruhig sein Pfeifchen und schüttelte den Kopf, sagte aber nichts. Einige Zeit nachher war er mit seinen Leuten auf der Wiese beim Heuen am Flüßchen Radegast. Der Herr Doktor kommt auf einem philosophischen Abendspaziergang an der anderen Seite des Wassers dahergewandelt und ruft dem Großvater zu, ihm einen Fischernachen, der an seiner Seite am Ufer stand, herüberzuschieben. Denn das würde ihm einen großen Umweg ersparen. „Ei, Herr Doktor“, sagt der Großvater, „haben Sie doch Geduld, bis die Ebbe kommt, dann können Sie ja trockenen Fußes durch die Radegast gehen, wie einst die Kinder Israels durch das Rote Meer.“

Mein Großvater hatte eine ganze Menagerie von zahmen Vögeln um sich, die er zu allerlei abrichtete. Den Kanarienvögeln geigte er z. B. den Dessauer Marsch vor usw. Auch wußte er mit allerlei Hausmitteln umzugehen, wobei Blutegel die Hauptrolle spielten. Wenn jemand in der Stadt Zahnweh oder sonst ein Weh hatte, so wandte er sich an den „Großvater“ — anders hieß er nicht in der ganzen Stadt —, und dieser brachte seine Kunst in Anwendung. Er starb 1814, dreiundneunzig Jahre alt. Die ganze Stadt folgte ihm zu Grabe und alte Männer erzählten sich dabei, wie er, ein Hüter strenger militärischer Zucht, ihnen als ungeschliffenen Buben den Buckel durchgewalkt habe.

Mein Vater hatte eine gute Erziehung genossen, sich zum Kaufmann ausgebildet und, wie man zu sagen pflegt, sich etwas in der Welt umgesehen. Er war auch der einzige in der ganzen Stadt, der französisch sprach, was in der sogenannten Franzosenzeit der Stadt sehr zugute kam. Denn der ganze Verkehr mit den Fremdlingen fiel ihm, dem Stadtsekretär, in die Hände, da der alte, einfältige Bürgermeister sich nicht zu helfen wußte. Von positiver Religion konnte bei ihm nicht viel die Rede sein. Auch er war schon sehr durchdrungen vom neuen Lichte. Übrigens war er ein harmloser, gutmütiger Mann, leichten Sinnes, ließ sieben gerade sein, war auch gutem Trunke nicht abhold. In mancher Hinsicht schien es gut für ihn, daß er eine Frau bekommen hatte, wie sie meine Mutter war, und er machte

auch selten Miene, ernstlich gegen ihr Pantoffelregiment aufzutreten.

Noch muß ich einen anderen Manne aus dem häuslichen Kreise erwähnen, weil er großen Einfluß auf den Knaben ausübte, freilich nicht in der Weise des Großvaters. Denn Religion war seine Sache nicht. Er war ein starrer Kantianer und hielt nichts auf Offenbarung. Als guter Lateiner hatte er seine Freude daran, auch mich schon in meiner frühen Jugend im Lateinischen vorzunehmen, so daß ich, als andere erst mit mensa anfangen, schon mehrere Klassiker mit ihm gelesen hatte. Dies war Dr. Reinold, ein entfernter Verwandter. Er etablierte sich als Arzt in meiner Vaterstadt, kurz nachdem meine Eltern geheiratet hatten. Denn er heiratete nie. Er hatte, wie mit dem Offenbarungsglauben, so auch mit allen vaterländischen Traditionen aufgeräumt. Was von Frankreich kam, war ihm hoch und heilig und Napoleon sein Abgott. Als nach der Schlacht von Jena 1806 die Franzosen auch unser friedliches Ländchen überschwemmt, freute er sich ungemein auf die Erlöser von veralteter und die Überbringer neuer Weltordnung. Als von Stunde zu Stunde der Einmarsch der ersten Kolonnen, die Blücher nach Lübeck verfolgten, erwartet wurde, spazierte er zum Tor hinaus nach der Seite hin, wo sie herkommen sollten. Siehe, da kamen vier oder fünf französische Chasseurs dahergesprengt. Onkel Doktor tritt zur Seite, schwenkt seinen Dreimaster und ruft: „Willkommen, ihr Sieger von Austerlitz!“ Einer von ihnen springt vom Pferde, zieht ihm seine Börse, Uhr und silberne Tabakdose aus den Taschen und die Schuhe mit den großen, silbernen Schnallen von den Füßen. Nun konnte er auf Socken heim schleichen und seine Betrachtungen anstellen über die Sieger von Austerlitz.

Um diese Zeit las ich sehr viel. Robinson Crusoe spielte zuerst die Hauptrolle. Denn ich war wirklich eines Tages mit einem Handbeil in den Wald gegangen und fing an, mir eine Hütte zu zimmern. Ich wurde jedoch vom Jäger in meiner romantischen Unternehmung gestört und zu Mutter heimgeführt, um eine Tracht Schläge entgegenzunehmen. Darauf folgte andere Lektüre. Da ich überall in der Stadt zu Hause war, fehlte es mir nicht an Büchern, und wo ich solche fand, die mir zusagten, entlehnte ich sie. Die Aufklärung im Städtchen war schon so hoch gestiegen, daß es eine Leihbibliothek gab. Da war alles zu finden, was die empfindsame Zeit und die Sturm- und Drangperiode hervorbrachte. La Fontaines Romane, Veit Webers Sagen der Vorzeit usw. wurde mit Heißhunger verschlungen. Ich erinnere mich, damals schon Werthers Leiden gelesen zu haben.

Meine Vaterstadt verdankt eigentlich ihre Entstehung einem Kloster, das ein Ratzeburger Bischof am Anfang des 13. Jahr-

hunderts stiftete und mit Cisterzienserinnen bevölkerte. Die schöne Kirche war in meiner Jugendzeit noch ganz so, wie sie die Reformation vorfand. Da sah man Glasmalereien, einen schönen gotischen Altar mit Schnitzwerk und vielen Heiligenstatuen. Die Chorstühle der Nonnen waren noch da, sogar ein ausgehöhlter, muschelförmiger Stein fürs Weihwasser ragte am Haupteingang aus der Mauer hervor. Die Kirche war durch einen schönen Kreuzgang mit den Klostergebäuden, jetzt Beamtenwohnungen, verbunden. Dies so geformte Viereck ging noch immer unter dem Namen des Nonnenkirchhofes. Hier befand sich der gewöhnliche Spielplatz für uns Kinder und mancherlei Sagen knüpften sich an diese Plätze, die uns die Haut schauern machten. So zum Beispiel zeigte man im Kreuzgang eine Stelle, wo eine Nonne sollte lebendig eingemauert worden sein. Überhaupt gab es noch so viele Traditionen, die, zum Teil entstellt wie diese Geschichte von der eingemauerten Nonne, an die katholische Zeit erinnerten. So zogen am Heilig-Drei-Königs-Vorabend Knaben in weißen Hemden, mit goldpapierenen Kronen auf den Köpfen, singend durch die Straßen mit einer Stange, worauf sich ein vergoldeter Stern drehte. Freilich ließ sie der neue aufgeklärte Bürgermeister durch den Gerichtsdienner ins Gefängnis führen. —

Meine schöne, romantisch-schwärmende Jugend hatte mit der Franzosenzeit ein Ende. Denn durch die Kriegszeiten wurde das behagliche Stilleben des Ländchens von Grund auf zerstört. Mir ging's wie dem guten Doktor mit seinen Siegern von Austerlitz. Wie er so jämmerlich aus seiner Begeisterung aufgeschreckt wurde und auf Socken heimwandelte, so wurde auch ich aufgeschreckt aus meiner idealen Welt und fiel der kalten Wirklichkeit anheim. Noch jetzt nach 76 Jahren, wenn ich jener Zeiten gedenke, möchte ich mit dem Dichter seufzen:

Wie geschreckt von einem grausen Fluche,  
Der aus einem Himmel mich verstieß,  
Fahr' ich zitternd auf und suche  
Mein verlornes Paradies.

Durch die harten Kriegszeiten wurden Wohlstand und Friede des Hauses zugleich zerstört. Vater und Mutter lebten in offenem Hader; ja das arme Kind mußte Zeuge davon sein, wie sie sich tötlich aneinander vergriffen. Die ältesten Geschwister waren hier- und dorthin zerstreut bis auf eine unglückliche Schwester, voll Bosheit und Intrigue. Der Großvater wurde allmählich altersschwach und kindisch, und der Doktor kümmerte sich auch nicht viel um mich. So wuchs ich denn auf, mir selbst überlassen, und allgemein fragte man sich, was wohl aus dem wilden und ungeschliffenen Burschen werden sollte. Mein älterer Bruder war schon frühe in Erziehungsanstalten und auf Schulen geschickt

worden, doch bei den in jeder Hinsicht zerrütteten Familienverhältnissen konnte das bei mir nicht stattfinden. Da nahm ich denn endlich das Heft in meine eigenen Hände und lief, als ich bereits 15 Jahre alt geworden und die letzten Jahre in alles, was nichts taugt, eingeweiht worden war, heimlich davon. Da man, wie bemerkt, sich nicht viel um mich kümmerte, die Mutter schon in ihrer letzten Krankheit daniederlag, der Vater mit Geschäften überhäuft und der Doktor verreist war, so gingen, wie ich nachher erfuhr, mehrere Tage darüber hin, bis man gewahr wurde, daß ich nicht mehr da sei.

Ich aber war unterdessen mit einem kleinen Tornister, in den ich einige Wäsche und Kleider gepackt hatte, die ganze Nacht hindurch gewandert, wobei, wie ich mich noch lebhaft erinnere, mir der damals gerade sichtbare Komet leuchtete. Des anderen Tages zur Mittagszeit kam ich nach der acht Stunden entfernten Hauptstadt des Landes Schwerin. Wie ich da nun mitten auf dem Markte stand und nachdachte, was weiter aus mir werden sollte, da kam aus der Schar der Schüler, die gerade das Schulgebäude verließen, ein fröhlicher Knabe auf mich zugesprungen: „Ei! Wo kommst denn du her?“ Er war nämlich der Sohn einer Familie, bei der mein älterer Bruder als Student gewohnt hatte und der schon einmal bei uns in Rehna auf Besuch gewesen war. Sogleich nahm er mich mit und als wir zum Hause kamen, stand auch schon das Essen auf dem Tische. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich fürchterlich Hunger hatte. Man war sehr freundlich, forschte nicht weiter nach, wie sich die Sachen eigentlich verhielten, und ich sagte nur, ich wollte jetzt auch studieren lernen. Des Abends ging ich dann sogleich zum Herrn Konrektor, um mich immatrikulieren zu lassen. Der eigentliche Direktor der Domschule war vor kurzem gestorben und der alte Herr Konrektor, der sich bereits mit mehreren Generationen der Mecklenburger Jugend herumgeschlagen und zuletzt stumpf und kindisch geworden war, vertrat jetzt seine Stelle. Mit Zittern und Zagen trat ich vor den alten Schulmonarchen und brachte mein Anliegen vor. „Wo ist er denn her?“ — „Aus Rehna, mit Respekt zu sagen.“ Nachdem er sich ausgelacht hatte, sagte er: „Ja, ja, aus Rehna kommen schon Burschen her, vor denen man Respekt haben muß. Was hat er denn schon alles gelernt? Nun, wird wohl nicht weit her sein.“ Damit nahm er ein Stück Papier und kritzelte einige Hieroglyphen darauf: „Da, morgen um acht Uhr geht er damit ans Schulgebäude, da wird man ihn schon zurechtweisen.“

Pünktlich war ich auf dem Platze und man wies mich in die Tertia hinein. Hier stand ich wie Goliath unter den Philistern, denn ich war für mein Alter hochaufgeschossen und die Herren Tertianer waren lauter kleine Buben. Sie sammelten sich

um mich her und starrten mich an wie ein ausländisches Wunderthier. Endlich wurden sie dreister und fingen an, mich zu necken. Einer nahm mich bei den ungebührlich langen Schößen meines vom Vater abgetragenen und mir angepaßten, altmodischen Kleidrockes und zerrte mich im Kreise herum. Ein anderer schlug mir den Hut über die Augen, bis mir die Geduld ausging und ich mich meiner Fäuste bediente. Da gab es denn blutige Nasen und einen Höllenlärm. Jetzt flog die Türe auf und der Herr Kantor, ein stattlicher, breitschulteriger Mann mit einer Löwenstimme, trat ein und fuhr wütend auf mich los: „Wer ist er? Was sucht er hier?“ usw. Erst als ich ihm meinen Quartierzettel mit einem Kratzfuß hingereicht und ihm gesagt hatte, daß ich mich ja hätte wehren müssen, indem die Buben zuerst angefangen, besänftigte er sich, tat mehrere Fragen und reichte mir Bröders Grammatik hin, ein Lesestück andeutend. Dieses las ich dann ohne Anstoß und übersetzte es sogleich richtig ins Deutsche. „Was treibt denn der alte Herr Konrektor?“, sagte er, „gehörst ja hier nicht her, bist ja lange über mensa und amo weg, komm mit!“ Und damit führte er mich nach Kleine Secunda. Hier war ich nun so ziemlich unter meinesgleichen und wurde mit Respekt behandelt, indem es allgemein bekannt wurde, was ich für ein Held sei, da ich sogleich bei meinem ersten Auftreten ganz Tertia blutrünstig geschlagen hätte. Man las hier den Julius Caesar, den ich schon mit meinem alten Doktor gelesen, und so wurde ich bei der ersten Versetzung schon nach Groß-Secunda spediert. Meine freundlichen Hausleute gaben mir indes Anweisungen und Empfehlungen, vermöge welcher ich schon in den ersten Tagen für jeden Tag der Woche einen Freitisch zugesagt erhielt. Dies war damals, ich weiß nicht, ob es noch so ist, eine schöne Sitte in Schwerin. Jeder auswärtige Schüler konnte darauf rechnen. Und dies war nicht etwas Demütigendes und Verletzendes, wie ich es nachher in süddeutschen katholischen Städten gesehen, wo der arme Student mit dem Suppennapf als ein Bettler von der Köchin an der Küchentüre abgefertigt wurde. Nein, man wurde im Gegenteil sehr anständig behandelt und setzte sich mit der Familie zu Tische. Darum sahen sich auch vermögliche Leute, die recht gut Kostgeld für ihre Söhne hätten bezahlen können, nach solchen Freitischen für dieselben um, damit sie nicht verwilderten.

Die degradierende Behandlung mittelloser Studenten in katholischen Städten hat sicher schlimme Folgen. Die armen Bur-schen, die man mit ihrem Bettelsuppennapf durch die Straßen schleichen sieht, werden zumeist nachher Priester. Da geht es dann, nach der alten deutschen Redensart vom Bauern in der Kutsche oder, wie man im Englischen sagt, vom beggar on horseback. Sie werden aufgeblasen wie Puterhähne gegen Nie-

derstehende und kriechend vor Seiner Gnaden dem Herrn Landrichter oder Edelmann. Weil sie sich in gebildeter Gesellschaft nicht zu benehmen wissen und da ganz aus ihrem Elemente sind, so halten sie sich zu ihresgleichen, dem Janhagel auf der Bierbank. Hier ist eine von den Ursachen, daß sich gebildete Leute gern von allem Kirchlichen fernhalten.

Erst als ich gehörig eingerichtet hatte, schrieb ich an meinen Vater. Der war ganz zufrieden mit dem, was ich getan, und schickte mir das Notdürftigste, ja, nur das Notdürftigste. Darum ist es in den ersten Zeiten gar knapp hergegangen, und manchen Abend mußte ich hungrig zu Bette gehen. Späterhin fing ich an, kleineren Knaben Unterricht zu geben, besonders auf dem Klavier, so daß ich zuletzt den Meinigen wenig mehr zur Last fiel.

In religiöser Hinsicht sah es aber in Schwerin schlecht aus. Von Religionsunterricht, geschweige denn von religiösen Gebräuchen und Aufmunterungen war keine Rede. Im altehrwürdigen Dome war ein sogenannter Schülerchor, und die Domschüler sollten von rechtswegen den sonntäglichen Gottesdienst besuchen. Aber schon zu meiner Zeit war das längst in Vergessenheit gekommen. Die Lehrer, lauter aufgeklärte Männer, gingen selbst in keine Kirche und hielten daher die Jugend auch nicht zum Kirchenbesuche an.

Meine Jugendzeit fällt gerade in die Periode, in der protestantisches Kirchentum sich aufzulösen begann. Bisher hatten Traditionen aus katholischen Zeiten noch unter den größtenteils wider Wissen und Willen zum Abfall verleiteten Völkern fortgewirkt. So war auch dem ehrlichen Mecklenburger Volke sein alter Glaube gestohlen worden, ohne daß es selbst recht wußte, wie es daran war. Das Surrogat, das man ihm dafür aufdrängte, kam bei ihm nie recht zum Leben, wie auch die alte Kirche, die sich ja erst drei Jahrhunderte vor der sogenannten Reformation festzusetzen anfang, nie recht zum Leben gekommen zu sein scheint. Dann nicht durch die Predigt heiliger Männer wurden die wilden Obotriten zum Christentum bekehrt, sondern durch das Schwert Heinrichs des Löwen wurde ihnen die äußere Form aufge nötigt. Daher weiß die Kirchengeschichte von keinem einheimischen, naturwüchsigen Heiligen jener Gegenden und darum gehörten sie auch zu den ersten, denen man ohne viel Widerstand die Reformation anhängen konnte. Sie wollen mir vorkommen wie die sogenannten Weisheitszähne, die bei manchen Leuten erst nachwachsen, wenn sie 20 Jahre bereits hinter sich haben, dann aber auch wieder die ersten sind, die faul werden und ausfallen.

Ich stahl mich manchmal in die katholische Kirche, damals die einzige im Lande, aber recht heimlich. Denn wenn meine Kameraden es gewahr geworden wären, so hätte ich für den

Spott nicht sorgen brauchen. Was wußte ich aber vom Katholizismus? Nicht mehr als die Mecklenburger Bauern. Ich war eines Sonntags wieder in der Kirche. Beim Fortgehen gingen zwei Bauern vor mir her, die ich während des Gottesdienstes mit offenen Mäulern an der Türe hatte stehen sehen. „Du“, sagte der eine, „der kann ja schön predigen.“ — „Ja“, sagte der andere, „und gepredigt hat er, als wenn er alles auswendig wüßte. Der unsere liest ja nur seine Sach' herunter, und das könnt' ja seine Frau und der Küster auch. Und von unserm Herrn Christus hat er ja auch geredet. Möcht' nur wissen, was unser Pastor denn eigentlich hat, daß er immer so gegen die Katholischen anbellt, als wären's lauter Heiden und Türken.“ —

Wenn so ein Pastor hinsichtlich der Polemik auch noch so ruhig und friedfertig ist, einmal im Jahr muß doch die Arena betreten werden, nämlich am Reformationsfest. Da kommt der Herr Pastor voll heiligen Eifers auf die Kanzel und überschüttet die staunenden Bauern mit all den alten abgedroschenen Schimpfereien aus Luthers Rüstkammer. Der Hauptgedanke in allen solchen Predigten ist dann immer: Finsternis und Nacht bedeckte die Welt. Da sprach Gott zum zweiten Male: Es werde Licht! Und Luther erschien. Die Bauern sitzen dann da voll Freude, daß sie in diesem neuen Lichte wandeln und daß sie bei allen andern Abgaben doch nicht mehr nötig haben, auch noch für die Vergebung ihrer Sünden Geld zu bezahlen, auch nicht mehr in Gefahr schweben, von der Inquisition lebendig verbrannt zu werden.

Mich erbaute in der katholischen Kirche die sichtbare Ehrfurcht und Andacht des Volkes und der schöne Gesang. Was war da für ein Unterschied! In unseren protestantischen Kirchen saß man nach seiner Gemächlichkeit nieder, vom Knien war keine Rede. Man leierte nach langweiligen, einschläfernden Melodien einige sinn- und geistlose alte Lieder daher, bis ein Mann auf die Kanzel stieg, dem man es ansah und anfühlte, daß er gar nicht daran dachte, in höherem Auftrag dazustehen. Von den Zeremonien der heiligen Messe und ihrer Bedeutung wußte ich freilich nichts, doch machte das Ganze einen eigentümlichen, erhebenden Eindruck auf mich. Das Singen der Präfation begeisterte mich so, daß ich so lange auf meinem alten Klavier herumklimperte, bis ich die Melodie zurechtbrachte.

Obgleich ich täglich und stündlich von einem Geiste angeweht wurde, dessen Grundcharakter Glaubens- und Sittenlosigkeit war, von dem der Dichter sagt:

Er glaubt an keinen Engel, keinen Gott;  
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,  
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben,

so war doch immer etwas in meiner Seele geblieben, was sich nicht mit dem begnügen wollte, womit man die Schweine füttert. Einst war ich im Theater — denn das gehört ja auch zur Aufklärung, daß die Schüler der höheren Klassen Theatereintritt hatten für ein Drittel des Preises. Es wurde eines von jenen Kotzebue'schen Stücken aufgeführt, die so viel Verderben anrichten, weil sie auf nichts anderes ausgehen, als das Heilige zu verspotten und das Erhabene in den Staub herunterzuziehen. In einer Szene, in der fromme Quäker auftraten und auf die fratzenhafteste Weise persifliert wurden, wollte das Applaudieren und Gelächter meiner neben mir sitzenden Schulgenossen kein Ende nehmen. Da erzürnte sich mein Innerstes, daß aus dem, was anderen hoch und heilig ist, eine Karrikatur gemacht wurde, und ich fing an zu pfeifen. Hierüber entstand nun freilich eine Prügelei, aus der ich mit blutigem Kopfe hervorging.

Einmal machte ich eine Ferienreise. Es war nämlich gebräuchlich, daß man mit einem Tornister auf dem Rücken und einem tüchtigen Stock in der Hand, um die Hunde abzuwehren, durchs Land wanderte, alte Bekannte zu besuchen oder neue zu erwerben. Man war überall willkommen, besonders bei den Landpredigern, und dies hatte seinen Haken. Die Herren Pastöre sind gewöhnlich mit vielen Kindern gesegnet, deren Versorgung ihnen viele Sorge macht. Da sieht es denn der ehrwürdige Herr Papa gerne, wenn junge Leute, die Aussicht haben auf künftige Ämter und Anstellungen, seine heranwachsenden Töchter zu sehen bekommen. So entspinnen sich dann Liebschaften, über die man freilich oft alt und kalt wird.

Mich führte damals meine Wanderschaft an den Gestaden der Ostsee zu einem Prediger, der als Kandidat in meiner Vaterstadt gelebt hatte und mit den Meinigen sehr befreundet war. Ich erinnere mich noch, wie mich die Eltern als kleinen Knaben zum Besuche der Predigerfamilie mitnahmen. Die kleine Elise war gerade in meinem Alter, und wir spielten gar traulich miteinander. Nun aber nach Verlauf von etwa 10 Jahren sah der Jüngling die Jungfrau wieder

Und herrlich, in der Jugend Prangen,  
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,  
Mit züchtigen, verschämten Wangen  
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.  
Da faßt ein namenloses Sehnen  
Des Jünglings Herz usw.

Gesagt wurde bei der ganzen Sache kein Wort, aber „was ihr sanftes Auge spricht, sängen selbst Petrarch und Sappho nicht“. Sie schenkte mir beim Abschiede einen von ihr gehäkelten, seidenen Geldbeutel, für den ich freilich nicht viel Gebrauch hatte und doch trug ich ihn andächtigen Herzens — leer. Was

wußte ich damals von der allerreinsten, heiligsten Jungfrau, der Zuflucht der Angefochtenen oder vom heiligen Schutzengel! Elise war ja mein Schutzengel. Oft trat ihr liebes Bild warnend vor meine Seele, wenn ich versucht wurde, mich der Sünde hinzugeben.

So kam denn endlich das Jahr 1813 heran. Napoleon war in Rußland geschlagen und die Überbleibsel seiner Großen Armee flüchteten im traurigsten Zustande bei uns durch. Auch die 15 verfrorenen Krüppel, die von dem Mecklenburger Kontingent übriggeblieben waren, kamen zurück. Da erhob sich in wütendem Rachegefühl das sonst so phlegmatische Volk im Norden von Deutschland. Denn es war ja sieben Jahre hindurch von den übermütigen Franzosen aufs schmachlichste mißhandelt worden. Doch muß ich meinen Landsleuten zur Ehre nachsagen: die unglücklichen, entblößten Fremdlinge wurden liebevoll aufgenommen, gepflegt und freundlich entlassen; nie geschah einzelnen etwas zuleide. Als aber der König von Preußen den weltbekannten Aufruf an sein Volk erließ und seine Armee sich von der französischen trennte, da griff alles, was die Hände rühren konnte, zu den Waffen. Auch mein kleines Vaterland stand nicht zurück, und die Geschichte berichtet, was die Mecklenburger in jenen Tagen getan haben. Neben dem regulären Militär entstanden Landwehren und freiwillige Jägerregimenter, die sofort ohne Uniformen und Waffen eingeübt wurden. Die Waffen wurden in England geschmiedet und kamen erst übers Meer, da sie bereits im ersten Kampf gebraucht werden sollten. Und wer nicht selbst Waffen tragen konnte, brachte opferwillig Geld und Gut dar zur Beförderung der großen Sache. Die fürstlichen Domänen und Gutsbesitzer lieferten von ihren Gestüten die berühmten Pferde unserer Husaren und reitenden Jäger, aber auch die arme Dienstmagd brachte ihre sauer erworbenen Sparpfennige zum Opfer. Es war eine schöne Zeit, eine Zeit echter patriotischer Begeisterung, die wahrlich eines besseren Erfolges würdig gewesen wäre als das Tun und Treiben des Wiener Kongresses und die Verfolgung hochherziger junger Männer, die Blut und Leben eingesetzt hatten, um nachher als Demagogen in der Welt umhergehetzt oder in Festungen gesperrt zu werden. — Besonders die gebildete Jugend erhob sich; die Universitäten standen leer; auch junge Professoren gingen mit in den Kampf und halbe Knaben, wie ja auch ich einer war, traten in die Reihen der freiwilligen Jäger. Es war eine schöne Zeit, als Theodor Körner, dieser deutsche Tyrtäus, seine begeisterten Lieder sang. Er fiel in einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, nicht bei Wöbbelin, wie in einigen Geschichtsbüchern steht. Seine Leiche wurde von dem Platze an der Landstraße, wo er gefallen, nach dem ungefähr vier Meilen entfernten

Wöbbelin gebracht und da unter einer einsam stehenden, uralten Eiche, Körners Lieblingsbaum, begraben. Hier hatte er die Nacht vor dem Gefecht kampiert und noch das Schwertlied gedichtet. Beim Aufbruche hatte er zu den Kameraden gesagt: „Wenn ich heute falle, so begrabt mich unter dieser Eiche.“ Und so geschah es. Der Platz wurde nachher mit einer Mauer umgeben und ein schönes, gußeisernes Monument über dem Grabe errichtet. Ich habe auf meiner letzten Reise (1860), als mich mein Weg durch Mecklenburg führte, dem Triebe nicht widerstehen können, einen Abstecher nach Wöbbelin zu machen. Hier bin ich lange am Monumente gesessen und habe mit Wehmut alter Zeiten gedacht.

Während die großen Schlachten in Sachsen geschlagen wurden, lagen wir vor Lübeck und Hamburg und mußten, nachdem ersteres gefallen war, mit den Schweden nach Holstein hinein, um dem schlaun Bernadotte Norwegen erobern zu helfen. Doch genug von dem, was auch in den Geschichtsbüchern zu lesen ist.

Als nach den Stürmen der Kriegezeiten alles wieder in den geregelten Gang des Lebens zurückgekehrt war, bezog ich die Universität Rostock, um Theologie zu studieren. Da kann ich denn auch mit dem alten Wandsbecker sagen: „Bin auch auf Universitäten gewesen und habe studiert. Nun, studiert habe ich gerade nicht, aber auf Universitäten bin ich gewesen.“ Und es war mein Glück, daß ich nicht studiert habe in dem Stil und nach der Weise, wie damals in Rostock Theologie studiert wurde. Die damaligen Theologen waren im Grunde unbedeutende Leute bis auf einen, den Professor der Dogmatik und Exegese. Der besaß allerdings einen großen Namen, denn er hatte es in der rationalistischen Neologie bereits soweit gebracht, daß sogar eine Mecklenburgische Oberkirchenbehörde mit dem Landesbischöfe, dem liederlichen Großherzog an der Spitze, sich bemüßigt sah, ihm auf die Finger zu klopfen. Darum fing er den neuen Kursus der Dogmatik einmal folgendermaßen an: „Meine Herren! Ich werde Ihnen jetzt die Dogmatik ganz regelrecht nach den Grundsätzen der Augsburger Confession vortragen. Nur hie und da werde ich kleine Bemerkungen einfließen lassen, über die ich Ihnen überlasse, weiter nachzudenken. Ich habe keine Lust, mir wieder Läuse in den Pelz zu setzen.“ — In der Exegese hatten wir Barth mit der eisernen Stirne. Nicht allein, daß von ihm nach Semlers und anderer Weise alle Geheimnisse verworfen und alles Wunderbare natürlich erklärt wurde, er wußte auch noch Spott und Hohn zur Anwendung zu bringen. So erinnere ich mich, wie von Maria Magdalena die Rede war, daß sie am Grabe einen Engel gesehen; da meinte er, das würde schon ein rechter Engel gewesen sein; wahrscheinlich ein junger römischer Offizier, mit

dem sie ein Rendezvous hatte; denn sie würde wohl ihre alten Stücke noch nicht ganz abgelegt haben. Und dazu grinste er dann mit seinem Mephistophelesgesicht, und man sah es ihm an, wie wohl es ihm tat, wenn ein Haufen unbärtiger Buben über seine sakrilegischen Zoten in ein wieherndes Gelächter ausbrach. Ich konnte nicht mitlachen, Gott sei gelobt! Denn, obgleich ich damals ziemlich verwildert war, so war doch noch immer in meiner Seele eine gewisse Ehrfurcht vor allem Hohen und Heiligen lebendig geblieben, so daß ich mich recht oft versucht fühlte, wie einst den Kotzebue auf dem Theater, hier den alten Lästler auf dem Katheder auszupfeifen. Ich tat's aber nicht, denn — ich wollte mir keine Läuse in den Pelz setzen.

Was das Studentenleben der damaligen Zeit betrifft, so war von dem schönen patriotischen Aufschwunge, der sich durch die sogenannten Freiheitskriege der jugendlichen Gemüter bemächtigt hatte, in Rostock nicht mehr viel zu verspüren. Auf anderen Universitäten hatte sich die „Deutsche Burschenschaft“ gebildet. Sie strebte ernstlich danach, die Landsmannschaften und alles andere Unwesen des zügellosen Studentenlebens mit seinen Kommersen und Duellen zu beseitigen. In Rostock dagegen fand dergleichen keinen Anklang. Einige von anderen Universitäten relegierte Renomisten, verdorbene Mecklenburger Junker und vor allem einige Kuren und Livländer, Kerle wie Schillers Karl Moor, gaben den Ton an. Da gab's nichts als Saufen, Duellieren und Unfug aller Art. Auch Unzucht herrschte so, daß ekelhafte Krankheiten zum guten Ton gehörten. Unter nicht einmal hundert Studenten gab es einmal in einem Semester hundert Duelle. Auch ich hatte mehrere durchzufechten.

Während des dritten Semesters, als ich ohnehin des wüsten Lebens schon so ziemlich satt hatte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus der Brüdergemeinde, der nach Rostock geschickt worden war, um die Theologie zu absolvieren. Er wohnte dicht neben mir und fiel mir durch sein Betragen auf. Fleißig besuchte er die Kollegien und trug sich fern von allem Burschikosen in einfacher, fast ärmlicher Kleidung und gab sich anfangs mit niemandem ab. Ich machte mich mit ihm bekannt und verbrachte manche Stunde mit ihm. Er besaß eine schöne Büchersammlung, unter anderem Zinzendorfs und Spangenberg's Schriften, aus denen ich die Lehren, die Anschauungen und das ganze Wesen der Herrnhuter von Grund auf kennen lernte. Auch fand ich bei meinem neuen Freunde Stillings Schriften, die großen Eindruck auf mich machten und mich mit dem Wesen des Christentums befreundeten, das ja in meiner Umgebung in Leben und Lehre keine Geltung hatte. Wir unterhielten uns häufig über theologische Gegenstände, besonders über Kirchengeschichte, und kamen darüber überein, daß diese,

wie sie in unseren Kompendien behandelt und in unseren Kollegien vorgetragen wurde, nicht nur trocken und mangelhaft sei, sondern die Hauptsache: die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden gar nicht kenne. — Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi war damals gerade erschienen und auch von der Universitätsbibliothek angeschafft worden. Ich ging hin, um die ersten Bände zu holen. „Nun“, sagte der Bibliothekar, ein alter, vertrockneter Doctorandus, „was wollen S<sup>r</sup> denn damit? Der närrische Patron macht's gradeso wie die alten mönchischen Chronistenschreiber, er fängt die christliche Kirchengeschichte mit der Erschaffung der Welt an. Ha, ha, ha!“ Dieser vermeintliche Witz des Herrn Doctorandus hatte indes für mich einen tiefen Ernst. Denn nachdem ich mich mehr und mehr in Stolberg vertieft hatte, wurde mir klar, daß das denn doch keine so närrische Idee sei, da ja Christus der Mittelpunkt der Weltgeschichte ist, auf den alles, was vor ihm geschah, hin- und alles, was nach ihm sich ereignete, zurückweist, daß daher die Gelehrten mit ihren „praktischen Kirchengeschichten“ auf einem verkehrten Standpunkt stehen, indem sie Christus als den Stifter einer neuen Religion hinstellen.

Als mich zu Ende des dritten Semesters mein Herrnhutischer Freund verlassen hatte, ereignete sich etwas, was meinem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Ich hielt mich in der Ferienzeit zufällig in einem Landstädtchen auf. Dort sah ich einen jungen Mann in altdeutschem Rocke, den Tornister auf dem Rücken, die Straße entlang wandern. Ich gesellte mich zu ihm und kam mit ihm ins Gespräch. Er wollte nach Rostock und erkundigte sich nach mancherlei Verhältnissen. Ich fühlte mich von ihm angezogen und wanderte lange mit ihm fort. Und als ich später nach Rostock zurückkam, fand ich ihn richtig an dem Platz, den ich ihm empfohlen hatte. Wir verkehrten viel miteinander und es gestaltete sich unter uns ein recht inniges Freundschaftsverhältnis. Wir mieteten uns eine Wohnung im entlegendsten Teil der Stadt am alten Markte, und ich zog mich vom Studentenleben und allem Weltverkehr zurück. Hiermit fing jetzt eine ganz neue Lebensperiode für mich an.

Adler, so hieß mein neuer Freund, kam gerade zu rechter Zeit, um mich durch seinen Einfluß vor zwei entgegengesetzten Abwegen zu bewahren, nämlich einerseits vor dem leichtfertigen Burschenleben und anderseits vor dem protestantischen Pietismus. Er war ein eigentümlicher Mensch. Aus dem katholischen Eichsfelde gebürtig und etwa drei oder vier Jahre älter als ich, hatte er schon einige Zeit vor dem Ausbruche des sogenannten Freiheitskrieges in Göttingen studiert und war sodann, als alles zu den Waffen griff, in das Lützow'sche Chor eingetreten. Während des Feldzuges an der Unterelbe kamen wir einander

oft nahe, ohne uns zu kennen, denn auch er nahm an dem Gefechte teil, in dem Theodor Körner fiel. Bei der Tiroler Kompanie der Lützower befand sich außerdem der später so bekannt gewordene Ennemoser. Adler stand mit diesem auf sehr freundschaftlichem Fuß und traf nach dem Kriege wieder mit ihm in Berlin zusammen. Dort vertiefte er sich unter seiner Anleitung ganz in den Magnetismus, der gerade damals die Geister bewegte. Während unseres Zusammenlebens in Rostock war Adler noch ganz voll davon, und so geriet auch ich in diese Sache hinein. Eschenmeyers und anderer Schriften wurden mit Begierde verschlungen. Zum Glück kamen Dinge vor, die uns die Sache verleiteten, und so wandte sich unser Forschen und Streben wieder anderen Gegenständen zu. Sonst wäre ich auf dem besten Wege gewesen, gleich unseren rationalistischen Professoren die Wunder durch Magnetismus natürlich zu erklären und Christus zu einem Magnetiseur zu machen.

Adler hatte nach dem Kriege noch mehrere Universitäten besucht, war in Göttingen Doktor der Philosophie geworden und hielt sich zuletzt in Jena auf, wo er sich zur Zeit des bekannten Wartburgfestes eifrig an den sogenannten demagogischen Umtrieben beteiligte. Er war ein Freund und Genosse des unglücklichen Sand, eines von den leitenden Geistern der neuerrichteten Deutschen Burschenschaft, der den elenden Kotzebue ermordete und durch diese wahnsinnige Tat viel Gutes im Keime erstickte. Denn diese Verbindung sollte im Grunde keinen anderen Zweck haben, als den neuerwachten deutschen Vaterlandssinn lebendig zu erhalten, das versumpfte deutsche Universitätswesen zu reformieren, deshalb die Landsmannschaften zu unterdrücken, statt der lächerlichen Duellé Ehrengerichte einzuführen, Saufen und Renomieren und alles unsittliche Gebahren zu verpönen usw. Allein hier ging es auch wie anderwärts, es wurde übertrieben, und Sands unglückliche Tat mußte den Ausschlag geben, daß man von oben herab auf dieses Tun und Treiben aufmerksam wurde. Der schwarzgallige und furchtsame Friedrich Wilhelm III. erschrak vor dem Geiste, den er selbst 1813 heraufbeschworen hatte. Die Deutsche Burschenschaft aber, errichtet durch begeisterte junge Männer, die dem Notrufe des geängstigten Königs gehorcht und Blut und Leben eingesetzt hatten, um das Vaterland zu retten, wurde für eine staatsgefährliche Verbindung erklärt. Diese hochherzigen Jünglinge wie auch Männer reiferen Alters, wie Arndt und Jahn, verfolgte man und schleppte sie wie Verbrecher auf Festungen. Auch mein Freund Adler stand auf der schwarzen Liste. Er flüchtete und wandte sich nach dem obskuren Rostock, wo von alledem, was anderweitig die Geister bewegte, keine Rede war, sondern der alte Zopf noch immer ruhig fortwackelte in nichtssagenden

Salbadereien der Professoren und im liederlichen Leben der Studenten. Freilich, ein Mann wie er, konnte nicht hoffen, in Rostock Anklang zu finden oder auch nur geduldet zu werden. Den rohen Studenten waren wir ja schon längst aufgefallen. Diese suchten sich auf alle mögliche Weise an den Separatisten zu reiben. Die Herren Professoren schüttelten gar bedenklich die Köpfe, da sie ausfanden, daß dieser Mann allerlei Ideen zu Markte brachte, die sich mit dem Herkömmlichen durchaus nicht reimen ließen. Da ging's denn wie in Gellert's Tanzbär: „Du Narr willst klüger sein als wir?“ Man zwang den Petz, davonzulaufen. Und als es zuletzt gar noch ruchbar wurde, Adler sei katholisch, da war's aus. Er war ein verkappter Jesuit, der vom Papste in diese gottselige Länder geschickt sei, um Proselyten zu machen.

Mit Adlers Katholizismus hatte es übrigens eine eigentümliche Bewandnis. Wohl war er von einer frommen, eifrigen Mutter strenge im katholischen Glauben erzogen worden, hatte aber während seines Studenten- und Soldatenlebens zwar nicht seinen Glauben verloren, aber die Ausübung und das öffentliche Bekenntnis desselben seit Jahren vernachlässigt. Erst als wir schon längere Zeit miteinander gelebt, kam es, ohne daß ich etwas ahnte, bei ihm zum Durchbruch. Eines Abends trat er zu mir ins Zimmer. „Schon lange“, sagte er, „habe ich mit mir selbst in Zwiespalt und großer Unruhe der Seele gelebt. Morgen gehe ich nach Schwerin, um mich wieder mit meiner Kirche auszusöhnen. In Berlin hat man mich in den Freimaurerorden gelockt, den die Kirche verdammt. Du sollst Zeuge sein, daß ich mich von ihm lossage.“ Und dabei warf er seine Insignien und mehrere Schriftstücke in den Ofen. „Verraten“, sagte er, „werde ich dir nichts von den Geheimnissen des Ordens; denn ich habe geschworen, es nicht zu tun. Aber soviel sage ich dir, nimm dich in acht davor! Die katholische Kirche hat ganz recht, daß sie ihn verwirft; denn der Antichrist ist im Hintergrund der ganzen Geschichte.“ Am andern Morgen trat er seine Wallfahrt an und kam nach acht Tagen fröhlich und getrost wieder zu mir zurück.

Adler war neben seinem ausgedehnten, aber leider ungeordneten Wissen ein Tausendkünstler. Er arbeitete unter anderem sehr schön in Elfenbein und Bernstein. Oft sind wir tagelang am Strand der Ostsee gewandert und haben das ausgeworfene Seegras nach Bernstein durchstöbert. Wie es denn überhaupt seine Art und Weise war, in allerlei Dingen herumzuforschen, die man brotlos zu nennen pflegt. So war er auch in Berlin durch die Bekanntschaft mit Heinrich Müller auf die fast untergegangene Kunst der Glasmalerei geraten. Im Garten hinter unserer Wohnung wurde ein Schmelzofen errichtet, und

es gelang ihm, recht schöne Arbeiten nach alter Weise mit eingeschmolzenen Farben herzustellen. Diese Kunst war indes für Adler keine brotlose. Der Großherzog von Mecklenburg, den man stark in Verdacht hatte, daß er sich dem Katholizismus zuneige, bei dem es jedoch nie weiter kam als zu einem gewissen romantischen Anflug, ließ im Schloßgarten zu Ludwigslust eine kleine, gotische Kirche bauen für die wenigen in der Stadt wohnenden Katholiken. Er hatte von unserem Künstler in Rostock gehört und berief ihn nach Ludwigslust, damit er an der neuen Kirche seine Kunst erprobe. Dort beschäftigte er sich alsdann längere Zeit, bis das Kirchlein mit Glasmalereien geziert war. So waren wir vorderhand wohl getrennt, allein nach einigen, für mich sehr wichtigen Jahren, in denen ich mir selbst erst klar wurde, fanden wir uns wieder, wie später berichtet werden wird.

Während seines Aufenthaltes in Ludwigslust wurde Adler mit einer Freifrau von Bechtolsheim bekannt, die als Kind mit ihrem Vater, einem französischen Grafen, während der Schreckenszeit der Revolution ausgewandert war. Sie hatten sich in Weimar niedergelassen, wo die Gräfin einen preußischen Offizier, einen Baron von Bechtolsheim heiratete. Nachdem aber dieser in der Schlacht von Jena gefallen war, hielt sich die junge Witwe am Hofe von Weimar auf, und als eine Prinzessin dieses Fürstenhauses an den Erbprinzen von Mecklenburg vermählt wurde, zog sie mit dieser als Hofdame in unser Land und lebte da als Hofmeisterin der fürstlichen Kinder. Sie war auch die Erzieherin der unglücklichen Helene, die ihren Gemahl, den ältesten Sohn Louis Philipps, auf eine schreckliche Weise verlor und dann 1848 mit ihren Kindern aus Frankreich verwiesen wurde. Frau von Bechtolsheim, die trotz ihres langen Aufenthaltes an protestantischen Höfen und ihrer Ehe mit einem Protestanten sich doch immer treu zur katholischen Kirche gehalten hatte, wünschte, ihren einzigen Sohn, damals ein Knabe von 12—14 Jahren, dem protestantischen Einfluß zu entziehen und schickte ihn unter Leitung Adlers nach Regensburg. Sie waren empfohlen an Sailer, der damals (1822) gerade Weihbischof geworden war und gewissermaßen ein langes geistiges Seil in seiner Hand hielt, das von der Ostsee bis in die Schweizer Berge reichte.

Hier wollen wir vorderhand von Adler Abschied nehmen und uns wieder meiner eigenen fernerer Lebensgeschichte zuwenden. Zunächst meldete ich mich fürs theologische Tentamen. Doch wegen meines intimen Verkehrs mit dem katholischen Sonderling und meiner lautgewordenen Opposition gegen das ganze Wesen der theologischen Studien in Rostock stand ich bei den kirchlichen Behörden in keinem guten Geruche. Die Herren

setzten mir gewaltig zu und warfen viel mit Jesuitismus, Mystizismus usw. um sich. Trotzdem ging ich mit Ehren aus dem Ordale hervor und wurde promoviert als „candidatus ministerii cum licentia concionandi“. Von dieser Lizenz sollte denn nun auch sogleich Gebrauch gemacht werden, da der alte Pastor meiner Vaterstadt mich einlud, auf seiner Kanzel mein Probestück abzulegen. Somit flichte ich eine Predigt zusammen, voll von rührenden Phrasen und hochfliegenden Floskeln, und feierte so am heiligen Ostertage 1820 meine lutherische Primiz.

Hier findet sich wiederum eine Spur katholischer Tradition unter den Protestanten. Wenn in katholischen Gegenden ein junger Mann zur Würde des Priestertums erhoben ist und zum ersten Male das Opfer der heiligen Messe darbringen darf, so geschieht das womöglich in seinem Heimort. Und da gibt es alsdann ein großes Fest für die ganze Gemeinde. In protestantischen Ländern öfft man dieses nach. Da Opfer und Priestertum abgeschafft und nichts übriggeblieben ist als die Predigt, so kann auch nur mit dieser das Fest gefeiert werden. Falls daher irgendwö ein neuer Herold des Glaubens ausgebrütet worden ist, so ist das auch ein Fest der Gemeinde, wenn er das erstemal in seiner Heimat ins Horn stößt.

So war es denn auch in Rehna. Alles, was Beine hatte, lief in die Kirche. Mir wäre es bald schlimm gegangen. Als nämlich das Singen zu Ende war und alle Gesichter sich der Kanzel zuwandten, wurde mir zumute, als stünde ich auf dem Hochgericht mit dem Stricke um den Hals. Überall, wohin ich meine Blicke richtete, sah ich bekannte Gesichter. Hier saßen alte Leute mit strengen, ernsten Mienen, von denen besonders der Herr Pastor und der Cantor mich zagen machten, dort sah ich junge Männer, mit denen ich mich in der Knabenzeit herumgebalgt, dort junge Frauenzimmer, mit denen ich getanzt oder „Blinde Kuh“ gespielt hatte. Alles starrte mich an voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Und da stand ich und war's mir mit Schrecken bewußt. Endlich nach verschiedenen vergeblichen Anläufen legte ich los mit der Einleitung in zierlichen Versen, gestohlen aus Witschels „Morgen- und Abendopfer“. Nachdem ich dieses herunterdeklamiert, das Vaterunser auch in Versen gebetet und das Evangelium verlesen hatte, wurde ich allmählich warm und hielt meine Predigt, daß es nur eine Art hatte.

Nachmittags kamen Freunde und Nachbarn zum Gratulieren. Sogar der alte Gerichtsdienner und öffentliche Ausrufer kam daher, um seine Glückwünsche anzubringen. Er hatte mich von frühester Kindheit an gekannt und war oft als Polizeimann mit dem Stecken hinter mir her gewesen, wenn ich Unfug angestellt hatte. „Mir wurde angst und bange“, sagte er, „wie ich ihn da käseweiß und mit schlotternden Knien stehen sah. Es ist aber

auch kein Spaß. Ich weiß noch recht gut, wie mir zumute war, als ich das erstemal auf dem Markte vor alle Leute hinstehen und ausrufen mußte. „Auch die alte Nachbarin, die verwitwete Frau Pastorin, kam. „Schön, gut hat er's gemacht und recht erbaulich. Aber ich konnte mich doch nicht recht erbauen; mir kam immer mein Unterrock wieder in den Kopf.“

Mit dem Unterrock aber verhielt es sich folgendermaßen. Als 1805 die Russen an den Küsten der Ostsee landeten, um nach Austerlitz zu marschieren, zogen auch mehrere Abteilungen nach Rehna. Nachdem unsere Einquartierung eines Morgens abmarschiert war, durchstöberte ich ihr Nachtlager und fand unter dem Stroh eine Pistole. Ich schaffte mir Pulver und Schrot an und ging eines Tages hinaus, um mich im Schießen zu üben. Und wie ich nachsann, wonach ich denn eigentlich schießen sollte, sah ich einen weißen Unterrock über den Gartenzaun der Frau Pastorin gebreitet. Ich ging recht nahe hinzu und feuerte in den Unterrock hinein, daß die Fetzen davonflogen. Leider konnte ich mich nicht lange meiner Heldentat freuen, da die Frau Pastorin mit dem Besenstil daherkam. Zwar verbarg ich meine Pistole und ging ins Haus mit der unschuldigsten Miene von der Welt. Aber o weh! Mein erster Blick traf auf die Frau Pastorin, wie sie den zerschossenen Unterrock vor meinem Vater ausbreitete. „Ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Nachbar, was wollen Sie aus dem Schlingel machen? Wenn der nicht noch einmal ins Zuchthaus kommt, so will ich nichts gesagt haben. Erst haute er mir meiner armen Katze den Schwanz ab und jetzt zerschießt er mir meinen neuen Unterrock.“ Mein Vater war ein Freund von Späßen und lustigen Schwänken, und ich sah es ihm an, er hätte lachen mögen, aber ehrenhalber wurde mir der Buckel vollgeschlagen und die Pistole konfisziert. Ein neckisches Omen war indes doch in der Geschichte.

Jetzt erhielt ich einen Brief von einem reichen Gutsbesitzer, daß er sich nach einem Hauslehrer für seine Kinder umsähe und ich ihm rekommandiert worden sei. Ich reiste hin, um die Sache in Ordnung zu bringen, und siehe, das Gut Harkensee lag nahe bei Dassow, wo der Vater Elisens Pastor war, und war dahin eingepfarrt. Ich nahm die Stelle an und kam dadurch in eine scheinbar glückliche und beneidenswerte Lage. Ich sage scheinbar, denn der Ernst des Lebens war herangetreten, und es hatte sich in meiner Seele ein Zwiespalt erzeugt, so daß das, wofür ich früher schwärmte, mir fade und ungenießbar vorkam. Dem Voß mit seiner Luise und all dem anderen idyllischen Zeug war ich aus der Schule gelaufen, was ich aber eigentlich anstrebte, war mir damals selbst noch nicht klar geworden. Die Stellung eines Hauslehrers in einer angesehenen Familie in Mecklenburg ist übrigens eine ganz andere als in Süddeutsch-

land oder gar in England, wo man sehr geneigt ist, ihn zur Dienerschaft zu rechnen. Hier ist der Herr Kandidat in jeder Hinsicht Familienmitglied, hat einen sehr anständigen Gehalt und auch wohl, wie in meinem Falle, über ein Reitpferd zu disponieren.

Zwei aufgeweckte Knaben von elf und neun Jahren wurden meiner Aufsicht übergeben, außer denen noch drei Mädchen im Hause einer Gouvernante unterstellt waren. Meine Knaben zeigten sich ziemlich vernachlässigt und von der Mutter verzogen. Hier hatte ich sogleich einen schweren Kampf zu bestehen, um den Einfluß der Mutter, einer aufgeblasenen, albernen Frau, zu beseitigen. Der Vater dagegen, ein vernünftiger Mann, ging gerne auf meine Pläne und Vorschläge ein, wonach in der Erziehung der Knaben ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Mein Vorgänger hatte nur gerade seine Lehrstunden gegeben und sich dann weiter um nichts bekümmert. Ich aber bestand darauf, daß ich die Knaben ganz und gar, Nacht und Tag unter meiner Aufsicht haben müsse, und ließ daher ihre Betten in mein eigenes Schlafzimmer setzen. Sie waren auch sehr verweichlicht, und ich, der ich damals noch für Jahns Turntheorien begeistert war, suchte sie auch körperlich zu bilden und schweifte mit ihnen in Wäldern und am Meeresstrande umher. Die Frau Mama pflegte die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, wenn ich hie und da mit ihnen heimkam mit Kot und Staub bedeckt oder mit zerrissenen Kleidern. Und wie sie gar erst hörte, daß ich mit ihnen in der Ostsee badete und sie Schwimmen lehrte, hätte sie in Ohnmacht fallen mögen. Den Unterricht begann ich jeden Morgen mit der Religion. Hiervon war bei ihnen bis jetzt noch nie eine Rede gewesen. Der Hausherr, ein sonst wohlmeinender, verständiger Mann, war ein Freimaurer und, wie die höheren Stände der damaligen Zeit in Mecklenburg, durchaus religionslos. Meine jungen Heiden machten große Augen, als ich ihnen zuerst von Gott und Christus sprach, und noch größere, wenn ich hie und da, falls es gar nicht anders gehen wollte, mit dem Stecken den Imperativ regieren ließ, da sie von früher daran gewöhnt waren, daß alles nach sokratischer Weise durch Vernunftschlüsse verhandelt würde. Allmählich aber kamen wir in einen guten Gang. Die Knaben gewannen mich lieb und waren fleißig und gehorsam.

Nach Dassow wurde fleißig gegangen oder geritten, und da der Herr Pastor es sich gerne bequem machte, ersuchte er mich öfters, für ihn zu predigen. Fast jeden Sonntag brachte ich dort zu. Was Elise betrifft, so wird man vielleicht denken, daß sich zwischen uns ein Verhältnis angespannen habe, wie es z. B. in Voßens Luise geschildert wird, wo man liebelt und schmachtet, bis einmal eine Pfarre erhascht wird und dann in den Hafen

der Ehe hineinsegelt. Aber darüber waren wir, wenigstens ich, hinaus. Freilich, Liebe war da, aber eine hohe, heilige und dazu sehr schweigsame. Denn nie ist weder von ihrer noch von meiner Seite ein Wort geredet worden, das darauf hinzielte. Sie spielte und sang sehr schön, und ich war ja gleichsam in der Musik aufgewachsen. Da gab es also einen schönen Vereinigungspunkt. Sie war ernst, fern von allem leichtfertigen, mädchenhaften Wesen, lernbegierig und las gerne, was ihr zu Gebote stand. Da ich eine hübsche Bibliothek mitgebracht hatte und den größten Teil meines Einkommens auf Bücher verwendete, setzte mich dies in den Stand, ihr manche Schriften in die Hand zu geben, deren Inhalt den guten Mecklenburgern böhmische Wälder blieben. Feßlers Schriften machten damals Epoche, und ich erinnere mich, mit welchem Heißhunger sie diese verschlang, besonders Abälard und Heloise. Vielleicht fand sie sich in Heloise selber. Dieses unser Verhältnis kam wahrscheinlich den Eltern etwas seltsam vor, da sie sich in den Kopf gesetzt haben mochten, daß ich mich um eine gute Pfarrei umsehen und ihre Tochter als wohlbestallte Frau Pastorin heimführen würde. Auch meine Predigten wollten dem alten Herrn mit der Zeit nicht mehr gefallen. Er witterte katholische Ideen.

Einst war die Rede von Vermächtnissen, die in alten, katholischen Zeiten an Kirchen gemacht wurden. „Das“, sagte der Herr Pastor, „hat man auch in aufgeklärten, protestantischen Zeiten noch nicht vergessen; so hat z. B. vor noch nicht hundert Jahren ein hier eingepfarrter Gutsbesitzer ein Vermächtnis an diese Kirche gemacht mit der Wittenberger Originalausgabe von Luthers Werken.“ — „Wo sind denn die?“, fragte ich. „Mutter“, wandte er sich an die Frau Pastorin, „wo sind die wohl?“ — „O, die werden auf dem Speicher liegen unter all den andern alten Scharteken.“ — „Nun, den Luther“, sagte ich, „müssen Sie mir leihen, schon längst hätte ich ihn gerne im Original gelesen.“ — „Ja, den können Sie haben.“ Wir stiegen also hinauf zum Speicher in die Rumpelkammer. Da sah ich in einer Ecke eine Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde stehen. „Was ist denn das?“, sagte ich. — „O, das stammt noch aus alten katholischen Zeiten, hat früher sicherlich in der Kirche auf dem Altare gestanden und ist vom dummen Volke angebetet worden.“ Und dabei trat er vor das Bild mit andächtig erhobenen Augen und Händen. Ich war voll Verwunderung, weil ich nicht anders meinte, als wolle auch er der Mutter Gottes seine Verehrung darbringen. Er aber sprach mit erhobener Stimme: „O großer Luther, wie können wir dir genug danken, daß du mit deutschem Mut aufgetreten und die Welt vom Götzendienste erlöst hast!“

Ich lachte und packte den verschimmelten und von Mäusen zernagten Luther zusammen, um ihn bei nächster Gelegenheit

nach Harkensee zu schicken. — Von Luther hatte ich bisher nichts gewußt, als was protestantische Geschichtsbücher über ihn berichten, und von seiner Lehre wußte ich auch nichts weiter, als was unsere Herren Professoren vorzutragen für gut fanden. Übrigens war es mir schon lange klar geworden, daß man nur durch Verdrehungen und durch schlaue Benützung existierender Mißbräuche seine Zwecke zu erreichen suchte. Jetzt wollte ich mir doch den Mann von Angesicht zu Angesicht mit Muße betrachten. Jede Stunde, die mir mein Beruf frei ließ, benutzte ich, um mich durch die verschimmelten Folianten hindurchzuarbeiten. Oft, besonders als ich mich mit den Tischreden, die einen ganzen Band einnehmen, beschäftigte, saß ich voll Wehmut und Erstaunen da und dachte nach in meinem Sinne, wie stumpf, wie moralisch und ästhetisch versunken muß doch unser armes deutsches Volk im 16. Jahrhundert gewesen sein, daß ein solcher Mann einen so großen Anklang finden konnte, daß man ihn sogar als das auserwählte Werkzeug Gottes verehrte. — Mein Seelenzustand wurde immer verwickelter. Auch meine äußere Stellung hatte etwas Sonderbares. Ich war protestantischer Theologe, gehörte aber keiner der dominierenden Parteien an. Alles, was Religion betrifft, dahingestellt sein zu lassen, wie es die sogenannten Unparteiischen taten, und das ganze Predigerwesen nur als behagliche Versorgung anzusehen, dazu war christliches Denken und Fühlen zu tief in meine Seele gewurzelt. Auch mit den Pietisten, die hie und da im Lande auftauchten, konnte ich mich nicht verständigen.

In der Nachbarschaft lebte ein Pastor dieser Richtung, den ich manchmal besuchte in der Hoffnung, mich mit ihm in geistigen, belehrenden Verkehr zu setzen. Aber ich fand ein höchst gehaltloses, einseitiges Tun und Treiben. Einst saß ich dort zu Mittag, wobei der Herr Pastor, seine Frau und eine alte Tante sich höchlich langweilten. Nach Tisch sah ich mich nach einer Pfeife Tabak um. Früher stand immer eine ganze Sammlung von Pfeifen in der Ecke, jetzt war nichts mehr davon zu sehen. „Mein lieber Bruder im Herrn“, sagte die Tante, „hat sich dieser eitlen Sachen begeben.“ — „Ja“, sagte der Pastor mit salbungsvoller Miene, „ich habe nachgeforscht, ob unser Herr Christus und seine Jünger auch Tabak geraucht haben, und da ich ausgefunden, daß dies keineswegs der Fall war, so habe ich beschlossen, es auch nicht mehr zu tun und habe meinen ganzen Rauchapparat zum Fenster hinausgeworfen.“ — „Um konsequent zu sein“, sagte ich, „hätten Sie Ihre Frau hinterdrein werfen müssen, denn wie diese keine Zigarren und Tabakspfeifen hatten, so hatten sie auch keine Weiber.“

Fleißig wanderte ich mit meinen Zöglingen umher, die an Leib und Seele erstarkten und sich wie Kletten an mich schmiegt-

ten. Außer den gewöhnlichen Spaziergängen am Dassower See und an den Gestaden der Ostsee wurden auch weitere Ausflüge gemacht: nach Lübeck, Hamburg und ins Holsteinische. Einmal fuhren wir zu Boot über die Bucht der Ostsee nach Kiel, wo damals Klaus Harms mit seinen Thesen großes Aufsehen machte. Ich hörte ihn predigen und besuchte ihn, wurde aber nicht sehr von ihm erbaut. Ich fand in ihm einen rauhen, einseitigen Mann, ein Abbild Dr. Martin Luthers, den er auch in seinem derben Wesen zu kopieren suchte. Er war aber doch nicht der Mann dazu, in das abgestandene, wurmstichige Luthertum neues Leben zu bringen, wenn es je ein wahres Leben hatte. Denn sein erstes scheinbares Leben war ja eigentlich weiter nichts als eine auf falschen Prämissen beruhende Reaktion.

Jetzt war die Zeit gekommen, um mich um eine Pfarrei umzusehen, und verschiedene Vorschläge und Ratschläge waren in dieser Hinsicht von Freunden und Gönnern an mich ergangen. Ich tat aber nichts dazu. — Einst fand in der Nachbarschaft eine Predigerwahl statt, zu der ich auch hinritt, um mir den Spaß anzusehen. Der Herr Superintendent war da und ein Regierungskommissär. Die ganze Gemeinde hatte sich versammelt, und drei Kandidaten traten nacheinander auf, um dem kritisierenden Janhagel zu zeigen, was sie konnten. Denn so ist die Ordnung: jeder, der einen eigenen Herd besitzt, ist berechtigt, eine Stimme zu geben, also Kuhhirt und Schweinehirt, Nachtwächter und Abdecker. Nach den drei Predigten wurde „Komm, Heiliger Geist!“ angestimmt. Vor dem Altare stand ein Tisch, an dem der Superintendent und Kommissär nebst dem Gutsherrn, der auch zugleich Patron der Pfarrei war, saßen. Die Männer traten nun, jeder mit einem Kratfuß, heran und gaben ihre Stimme ab. Man hätte sich diese Mühe ersparen können. Denn der Glückliche war schon längst bestimmt. Damit verhielt es sich also: Der gewesene Prediger war schon im ersten Jahre durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen und hatte eine zwanzigjährige Witwe hinterlassen. Da nun die Gemeinde verpflichtet war, dieser einen Lebensunterhalt zu geben, so sah sich der Gutsherr nach einem Kandidaten um, der die Witwe heiraten wollte und schickte dann seine dienstbaren Geister herum, den Untertanen verstehen zu geben: Dem habt ihr eure Stimme zu geben bei der Ungnade des gnädigen Herrn. Es wäre aber doch bald schief gegangen. Denn einer von den Kandidaten war ein gar stattlicher Mann und gewaltiger Prediger. In seinem Vortrag wollte er zeigen, wie durch das Christentum erst das weibliche Geschlecht zu seiner wahren Würde erhoben worden sei. Er sprach gar rührend und schloß mit: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben.“ Nun fielen die Weiber über ihre Männer her: „Den mußt du wählen, der ist

der Mann; wenn du dem nicht deine Stimme gibst, kriegst du dein Lebtage kein gutes Wort mehr von mir“ usw. Aber es half doch nichts mehr, der Heiratskandidat wurde gewählt. Was dem Skandal die Krone aufsetzte, war, daß nach proklamierter und bestätigter Wahl und nachdem der Superintendent dem Gewählten die Hände aufgelegt und ihn als pastor loci ordiniert hatte, er ihn auch sogleich mit der Frau Pastorin-Witwe traute. Nein, dachte ich beim Heimreiten, zu so etwas kann und werde ich mich nie und nimmer verstehen.

Ich korrespondierte unterdessen fleißig mit Freund Adler. Er fühlte sich glücklich, erzählte mir viel von Sailer und dem katholischen Leben im gläubigen Bayerlande und schickte mir Schriften, die in Norddeutschland von keinem Buchhändler feilgeboten wurden.

### Ein entscheidender Schritt

So hatte ich nun bereits über drei Jahre den lutherischen Theologen gespielt. Reifte etwa der Entschluß in mir, zur katholischen Kirche überzutreten? O nein! Das hatte noch etwas Abschreckendes für mich. Man kann es sich kaum vorstellen, wie schwer es fällt, die Vorurteile, unter denen man aufgewachsen ist, die gleichsam ins Geblüt übergegangen sind, loszuwerden. Und das ist es nicht allein. Es gehört noch etwas dazu, was der Mensch sich nicht nehmen kann, was ihm gegeben werden muß. Und dieses Etwas war mir noch nicht gegeben — die Gnade von oben. Sie blieb aber nicht aus, denn nur mit ihr konnte ich den letzten, härtesten Kampf bestehen: mich loszureißen von allen bisherigen Lebensverhältnissen. Und diesen bestand ich. Man wunderte sich gewaltig und wußte nicht, was damit zu machen sei, wie es ruckbar wurde, daß ich meinem Prinzipal angezeigt hätte, er möge bis auf Michaelis (1823) für die Erziehung seiner Kinder auf andere Weise sorgen. Am besten wäre es, er brächte sie nach Lübeck auf das Gymnasium, was auch geschah. Niemand wußte, was ich vorhatte, als Elise. Sie stimmte mit mir überein, daß ich bei meiner Sinnes- und Anschauungsweise in meiner jetzigen Laufbahn unmöglich zufrieden und glücklich werden könne. Bei meinem Abschied im Pfarrhaus umarmte und küßte mich die ganze Familie, auch Elise, und dies war das erste und letzte Mal.

Darauf ging ich zunächst nach Rehna und ordnete meine Angelegenheiten. Mein mütterliches Erbeil — der alte Vater hatte nämlich wieder geheiratet und mußte sich mit uns Kindern auseinandersetzen — überschrieb ich meinen zwei unversorgten Schwestern, meine Bücher und übrigen Effekten ließ ich, in Kisten verpackt, in Dassow stehen zur ferneren Disposition.

Doch da brauchte es nicht mehr viel zu disponieren. Denn als ich darnach darum schrieb, hieß es, mein Bruder hätte alles abgeholt. Ich zog meinen altdeutschen Rock wieder an, steckte das wenige ersparte Geld in die Tasche, nahm meinen alten Tornister mit einiger notwendiger Wäsche auf den Rücken, meinen Ziegenhainer in die Hand, und ging auf Reisen, um — eine Religion zu suchen.

Am 7. Oktober 1823 überschritt ich die Mecklenburger Grenze und wanderte fröhlich in die Welt hinaus ohne bestimmten Plan, wie der Zugvogel, den ein dunkler Trieb nach dem Süden zieht.

Mein erstes Nachtquartier machte ich in einer preußischen Stadt an der Elbe. Hier im Gasthause saß der Herr Pastor mit langer, holländischer Pfeife beim Bier. Da ich nun eigentlich reiste wie Tom in Morre's Irish Gentleman in search of a religion, so dachte ich, ich dürfte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo ich über religiöse Gegenstände Erfahrungen einziehen könnte. Daher setzte ich mich zu ihm und knüpfte eine Unterhaltung über den religiösen Zustand des Ortes mit ihm an. Es war gerade um die Zeit, als Friedrich Wilhelm III. daran arbeitete, die Lutheraner und Reformierten miteinander zu verschmelzen. Der Pastor suchte die ganze Sache lächerlich zu machen. „Sehen Sie“, sagte er, „ich bin hier eigentlich der reformierte Prediger und bin über die Katzebalgereien des 16. Jahrhunderts hinweg, und so ist auch mein Herr Kollega, der lutherische Prediger. Wir haben immer gut harmoniert und von einem Unterschiede ist da nie die Rede gewesen. Der einzige Unterschied, insoferne er das unwissende Volk betrifft, besteht ja nur in der Form des Abendmahles, und da haben wir es denn so eingerichtet, daß abwechselnd einmal auf die eine, das andere Mal auf die andere Weise das Abendmahl gefeiert wird. Da trifft es sich denn wohl hie und da, daß am Samstag abends eine alte Betschwester dahergewandert kommt und sich erkundigt, was morgen aufgetischt werde, Brot oder Oblaten, ha, ha, ha!“ und hier wurde ein tüchtiger Zug aus dem Bierkrüge getan. „Wir predigen christliche Moral, ich ohne den Heidelberger Katechismus und meine Kollege ohne die Augsburger Konfession.“

Von hier wanderte ich nach Magdeburg. Mein erster Gang war in den alten, ehrwürdigen Dom. Ich fragte den gesprächigen Küster, der mich herumführte, nach dem Grabe des heiligen Norbert. Davon jedoch wußte er nichts; das müsse noch einer aus alten, katholischen Zeiten sein. Hier war er allerdings im Rechte, denn die Gebeine des Heiligen wurden zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nach Prag gebracht, wovon ich freilich damals noch nichts wußte. —

Als ich durch das schöne Thüringen dahinpilgerte, traf ich

mit einem jungen Theologen aus Erlangen zusammen, der ein gutmütiger Mensch und ein aufgeweckter Kopf zu sein schien. Es freute mich, einen Gesellschafter zu haben, und wir kamen natürlich miteinander auch in ein Gespräch über Theologie. Bald jedoch wurde es mir klar, daß er voll von Vorurteilen steckte, obgleich ihm die protestantische Lehre keine Herzensangelegenheit war, sondern er sie nur als Brotstudium betrieb. Wir kamen nach Eisenach und stiegen auch zur Wartburg hinauf. Die Geschichte der heiligen Elisabeth, die ich kurz zuvor gelesen hatte, war mir lebhaft im Gedächtnis, weshalb ich mich überall nach Spuren von ihr umsah. Ich fand nichts, von Luther aber um so mehr: den bekannten Tintenleck, den Tisch, von dem sich lutherische Wallfahrer Splitter als Reliquien abschneiden und anderes. „Es ist doch unpassend“, sagte ich zu meinem Reisegefährten, „daß man die reine heilige Elisabeth hier an dem Schauplatz ihres wundervollen Lebens ignoriert, dagegen einen Mann, der Kirche und Reich in endlose Zwietracht und Verwirrung gestürzt hat, beinahe vergöttert.“ Da wären wir bald hart aneinander gestoßen. Doch ich sah wohl, daß es sich nicht der Mühe lohne, mich mit ihm weitläufig auseinanderzusetzen, da ich bei dieser Gelegenheit wiederum fand, was ich ja auch bei mir selbst schon zur Genüge in Erfahrung gebracht hatte, wie furchtbar schwer es ist, daß eine in Vorurteil und Irrwahn verstrickte Seele den Weg zur Wahrheit finde.

Wir wanderten sodann, von gleichgültigen Dingen redend, miteinander nach Erlangen, wo ich mich einige Tage aufhielt, mir das Studentenleben wieder ansah und auch in einigen theologischen Kollegien hospitierte. Hierbei erkannte ich recht klar, daß es mit dem Protestantismus dortselbst nicht gut bestellt war: liederliche Studenten, rationalistische Lehrer der Theologie und Christus „der unbekannte Gott“! Gleichwohl muß ich im Interesse der Wahrheit beifügen, daß es hier lange nicht so schlimm aussah wie in Rostock; wie ich denn überhaupt wahrgenommen habe, daß Protestanten sich mehr zusammennehmen, wenn sie in katholischen Ländern leben und von Katholiken umgeben sind.

In Nürnberg hielt ich mich ebenfalls einige Tage auf, um die Merkwürdigkeiten der alten Reichsstadt in Augenschein zu nehmen, und erst Ende Oktober breitete sich das schöne Donautal mit dem altherwürdigen Regensburg vor meinen Blicken aus. Adlers Adresse hatte ich vergessen, bog daher, nachdem ich mir den Dom betrachtet, in ein Nebengäßchen und ging in das Gasthaus „Zum Pfauen“. Nachdem ich mich erquickt hatte, fragte ich, wo Bischof Sailer wohne, denn in dessen Hause hoffte ich Adler zu erfragen. „Gerade hinüber“, hieß es „in dem Hause mit der Mutter-Gottes-Statue über der Türe.“ Als ich mich nun

bei der Person, die mir dort die Türe öffnete, nach der Wohnung Dr. Adlers und des jungen Baron von Bechtolsheim erkundigte, wies sie mich wieder in das Haus gegenüber mit dem Pfau über der Türe. Ich ging zurück und unter allseitiger Heiterkeit führte man mich die Treppe hinauf. Hier saß denn mein lieber alter Freund, den ich seit fünf Jahren nicht mehr gesehen, mit seinem jungen Zöglinge am Studiertisch. Es waren schon seit längerer Zeit keine Briefe mehr zwischen uns gewechselt worden, und Adler erwartete, wie man zu sagen pflegt, eher das Einfallen des Himmels als mich. „Hier bin ich“, sagte ich, „weiß aber selbst noch nicht recht, was werden soll. Einstweilen habe ich den Staub von den Füßen geschüttelt und lasse die Toten ihre Toten begraben. Protestant bin ich schon lange nicht mehr gewesen, aber katholisch bin ich auch noch nicht; dazu muß ich erst einige Zeit im katholischen Elemente leben und sehen, ob ich manche Skrupel beseitigen möge.“ — „Das sollst du“, sagte Adler, „du bist hier zu Hause, wir haben Platz genug. Denn wir haben den ganzen Stock gemietet, da wir Alexanders Mutter und Schwester erwarten. Morgen werde ich dich bekanntmachen mit einem sehr interessanten jungen Mann, der auch den Freiheitskrieg mitgekämpft hat, durch vieles hindurchgegangen ist und endlich mit dem weitreichenden Seile in der Hand Sailers aus den Irrsalen dieser Welt herausgezogen wurde. Er ist jetzt hier und bereitet sich auf die Priesterweihe vor.“

Während wir so plauderten, öffnete sich die Türe und ein schöner, schlanker, junger Mann mit lieblicher und zugleich ernster Miene trat herein. Es war der gleiche, von dem wir gerade geredet, es war Diepenbrock, der Teuere, mir Unvergessliche. In seiner sowohl wie in Sailers Biographie wird es umständlich erzählt, wie Sailer, dieser alte Menschenfischer, auf einer Reise in Westfalen, wo er in Diepenbrocks väterlichem Hause einkehrte, das leichtfertige Weltkind für Christum gewann. Er hatte nun auf der Universität Landshut die Theologie absolviert und hielt sich jetzt in Regensburg, in Sailers Nähe, auf, um sich zum Priestertum vorzubereiten. Nie hat mich ein Mensch so angezogen wie Diepenbrock, und es gestaltete sich zwischen uns ein inniges, trautes Freundschaftsbündnis, was Sailer einmal bei Tische zu der Äußerung veranlaßte: „Die sind ja förmlich ineinander verliebt, schade, daß sie beide generis masculini sind.“

Außer ihm befanden sich dort noch einige andere junge Leute, die sich um Sailer gesammelt hatten, z. B. ein Dr. Prose aus Schlesien. Dieser hatte mehrere Jahre als ausgezeichneter Arzt praktiziert, dann aber allem entsagt und bereitete sich jetzt ebenfalls zum Priestertume vor. Da war ferner ein gewisser Zumfelde aus Münster, eine fromme, kindliche Seele, Sailers

Liebling. Als das erste Benediktinerkloster in Bayern wieder eröffnet wurde, trat er dort ein. Er ist aber früh gestorben. Da fand sich auch Konrad Zehrt, Adlers Stiefbruder, der einzige aus dem ganzen Freundeskreise, der noch am Leben ist. Endlich hielt sich noch ein anderer junger Mann in Regensburg auf, der bei der letzten allgemeinen Priesterweihe nicht mitgeweiht hatte werden können, weil ihm das kanonische Alter fehlte. Jetzt wurde er allein geweiht. Er lud uns sämtlich zu seiner Primiz ein, die in seinem nicht weit entlegenen Geburtsort gefeiert werden sollte. Wir fuhren am Samstag mit dem jungen Priester hinaus und kehrten beim Pfarrer ein. Der Vater des Primizianten war ein wohlhabender Bauer in der Nähe des Pfarrdorfes. Des Abends noch gingen wir hinaus, und als wir ins Haus kamen, rief die alte, blinde Großmutter hinter dem Ofen hervor: „Ist der Seppel — wollt' ich sagen, der hochwürdige Herr Joseph jetzt da?“ Und damit tappte sie hinter dem Ofen hervor und griff umher, bis sie des Enkels Hände in den ihrigen hatte. Sie küßte diese inbrünstig, wobei ihr die Freudentränen aus den blinden Augen rannen. Hierauf kniete sie nieder, um den Segen zu empfangen. Und so tat die ganze Familie.

Mein Gott, dachte ich, was ist es doch um das katholische Priestertum! Da ist die Großmutter, die wahrscheinlich seiner Mutter beigestanden, als sie ihn zur Welt gebar, und dann das Kindlein gereinigt und gewaschen hat; da ist der Vater, ein rauher, stämmiger Mann, der vielleicht manchmal dem Seppel den Rücken durchgewalkt hat; da sind die Geschwister, die mit ihm aufgewachsen und mit ihm Jugendstreiche vollführt haben; die alle liegen jetzt demütig auf den Knien, um den priesterlichen Segen zu empfangen, den Segen, der, vom Sohne Gottes ausgehend, sich durch alle Generationen fortpflanzt und jetzt auch auf diese Persönlichkeit sich niedergelassen hat. Weißgekleidete Mädchen holten den jungen Priester mit Musik zu seiner geistlichen Hochzeit ab. Die Kirche war herrlich geschmückt, und der alte Pfarrer, der den Joseph getauft und herangebildet hatte, hielt eine rührende Predigt.

Unterdessen war auch Frau von Bechtolsheim mit ihrer Tochter Klothilde, einem frommen, liebenswürdigen Mädchen von etwa 18 Jahren, aus Mecklenburg angekommen. Sie hatte ein Landgut in der Nähe von Regensburg gekauft, wo sie sich mit Sohn und Tochter wohnlich niederließ. Adler war als Verwalter der ganzen Angelegenheit schon vorher hinausgegangen, um dort alles einzurichten. Auch ich wurde eingeladen, dort meinen Aufenthalt zu nehmen, allein der Bischof rief mir, lieber im Seminar zu wohnen und da unter der Leitung des ehrwürdigen Wittmann mich auf den wichtigen Schritt vorzubereiten, den ich jetzt entschlossen war, zu tun. Unauslöschlich sind die

Eindrücke, die dieser heilige Mann in mir hinterlassen, und so wenig, wie ich ihn vergessen kann, wird man ihn in Regensburg und in der ganzen Diözese, für die er 40 Jahre hindurch die Geistlichen als Seminardirektor heranbildete, vergessen haben, obgleich es jetzt schon bald 50 Jahre sind, seitdem man ihn im Dom ins Grab legte.

Wie ich das erstmal nach meiner Übersiedlung ins Seminar dem Bischofe meine Aufwartung machte und er mich fragte, wie es mir ginge und wie es mir beim Pater Regens gefalle, sagte ich, ich hätte schon seit längerer Zeit die Leben der Heiligen gelesen. Was mir darin dunkel, unverständlich und ungenießbar vorgekommen, würde mir jetzt klar, da ich in Wittmann täglich einen solchen Heiligen vor Augen sähe. O welche eine denkwürdige Zeit für Regensburg, als diese zwei Männer dort lebten und walteten! Diepenbrock pflegte sie mit Johannes und Jakobus zu vergleichen. Sailer war ihm der milde, freundliche Lieblingsjünger des Herrn, Wittmann der ernste, strenge Jakobus mit Kamelschwielen an den Knien vom vielen Beten im Tempel.

Diepenbrock gesellte sich jetzt auch für einige Zeit zu mir ins Seminar, um sich für die heiligen Weihen vorzubereiten. Er wurde geweiht in der heiligen Weihnachtszeit 1823 und hielt seine Primiz am heiligen Dreikönigstage 1824 in Pielenhofen. Hier war Joseph Rubenbauer, auch ein Zögling Sailers und einer von seinen „geistlich Geistlichen“, Hilfspriester. Er war ein intimer Freund Diepenbrocks, und darum hatte dieser den genannten Ort für sein Fest gewählt. Wir alle, auch Frau von Bechtolsheim mit ihren Kindern, reisten hinaus, um der erhabenen Feier beizuwohnen.

Jetzt kam auch die Zeit heran, wo ich nach Beseitigung aller Zweifel in den Schoß der einigen, wahren Kirche Jesu Christi sollte aufgenommen werden. Der 21. April 1824 war der gnadenreiche Tag. Fröhlich versammelte sich ein Kreis von Freunden und Bekannten in der bischöflichen Hauskapelle. Der liebenswürdige Bischof wendete sich nach dem Evangelium der Messe, bei der ihm Diepenbrock assistierte, an die Versammlung und sprach: „Ehe unser neuer Bruder und Freund in Christo Jesu, Peter Heinrich Lemcke, sein Glaubensbekenntnis ablegt und dadurch seinen Übertritt zur römisch-katholischen Kirche kundtut, wollen wir ihn und uns zu dieser heiligen Handlung vorbereiten durch die passendsten Stellen aus der Heiligen Schrift, die uns „Evangelist“ Diepenbrock vorliest:

Sie stellen uns die Hauptsache dar:

1. Die Einigkeit der Christen mit Christus und dem Vater. Joh. 17, 1—26, besonders 20, 21, 22.

## 2. Die Gemeinschaft der Christen

- a) mit den Aposteln und der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche,
- b) mit Christus,
- c) mit Gott, dem Vater. 1. Joh. 1, 1—4.

## 3. Die Kirche und ihr Geheimnis. 1. Tim. 3, 14—16.

## 4. Den Glauben und das Bekenntnis. Röm. 10, 6.

Liebe christliche Freunde! Es tritt heute ein lieber Bruder, der im Herzen und durch den Glauben des Herzens schon lange mit uns vereint war, das erstemal öffentlich und feierlich hiermit in unsere Gemeinschaft ein. Es ist ihm schon lange ein himmlisches Licht aufgegangen über das göttliche Drei: Ein Gott, ein Christus, eine Kirche. Eine Welt — ein Gott. Eine Erlösung — ein Erlöser, Christus. Ein Heil durch Gott in Christo — eine Kirche. Durch eine Heilsanstalt. Dieses Licht ward segnend und gründete zuerst den Glauben des Herzens und gründet jetzt das Bekenntnis des Mundes und des Lebens. Er tritt in unsere Gemeinschaft ein nicht durch menschliche Beredung, nicht aus irdischen Absichten, sondern aus reinem Triebe, sein eigenes Seelenheil zu sichern und viele Menschen Christo zu gewinnen in der heiligen, apostolischen Kirche.

Die Gnade Gottes ist es, die ihn mit uns vereinigt, die über ihn wachte von dem Augenblick seiner Empfängnis im Mutterleib bis hierher, die ihn geleiten wird in das ewige Leben. Auf dem Wege dahin sind es besonders die vier schon genannten Stellen der Heiligen Schrift, die ich ihm als Sterne auf die fernere Lebensreise ausgesucht habe und jetzt mitgebe. Und Jesus Christus selbst walle mit ihm. Zu dem Ende werde ich ihm nach abgelegtem Glaubensbekenntnis den Leib und das Blut des Herrn spenden und nach der Messe das Sakrament der Firmung erteilen. Dies alles soll den 21. April 1824 Ihnen und uns zum unvergeßlichen Tage machen.

Diesen Vortrag Sailers halte ich in Diepenbrocks Handschrift als ein Heiligtum aufbewahrt.

Jetzt war ich also Katholik, und da ich nichts anderes im Sinne hatte, als mich dem priesterlichen Stande zu weihen, so nahm mich der Bischof, der gerade auf eine Visitations- und Firmungsreise ging, mit nach Binabiburg und übergab mich dem Pfarrer Buchner, damit ich dort in stiller Zurückgezogenheit katholische Theologie studieren und das Leben in der Seelsorge kennenlernen möge. Diese Anordnung hatte der liebe, alte Herr sehr gut getroffen. Denn Buchner war ja ebenfalls einer seiner „geistlich Geistlichen“, wie er sie in seiner Pastoral nennt, eine fromme, reine Seele, ein wahrer Nathanael, einer von den wenigen, denen es gelungen ist, Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit zu vereinigen.

Binabiburg war eine von den wenigen gesegneten Pfarreien, die nicht alle paar Jahre einen neuen Pfarrer bekommen, es zählte ja in beinahe hundert Jahren nur drei Pfarrer. Nun hatte immer jeder von diesen die ganze Einrichtung seines jeweiligen Vorgängers übernommen, und so hatte es auch Buchner gemacht. Daher kam es, daß eine große Büchersammlung sich vorfand nebst hundert Jahre alten Möbeln, worüber andere Geistliche oft spotteten. Buchner ließ sich aber nicht irremachen. Er schlief in einer Bettlade, die vor mehr als drei Menschenaltern modern war, er aß aus alten, verbogenen, zinnernen Tellern, fuhr in einem alten Rumpelkasten, der vielleicht seit 80 Jahren als des Pfarrers Filialkutsche diente, mit zwei Schimmeln, die beide ihr zwanzigstes Jahr hinter sich hatten. Auch der Kutscher hatte schon viele Jahre bei den Vorfahren des Pfarrers Dienste getan. Ebenso war die Haushälterin angeerbt, und ich glaube, daß sie ihr 50jähriges Jubiläum als Köchin im Pfarrhof gefeiert hat.

Hier in Binabiburg habe ich recht glückliche und gesegnete Tage verlebt. Ich hatte Muße und Gelegenheit, um mich theoretisch und praktisch zum katholischen Priester auszubilden. Die Bibliothek enthielt alles, was erforderlich war, Altes und Neues. Im Umkreise wohnten mehrere Geistesmänner, Schüler Sailers, wie Hägelsperger, Schön, Krapf und andere, mit denen ich in einigem geistigen Verkehre lebte. Buchner selbst war ein geistreicher, vielfach gebildeter Mann und, was mehr ist, ein Mann der Liebe, voll Erfahrung auf dem Felde der Seelsorge, weshalb er auch von weit und breit als Gewissensrat in Anspruch genommen wurde. Ja, auch Besessene wurden zu ihm gebracht, und lange bevor Goerres' Mystik erschien, waren ihm jene Dinge, die dort behandelt werden, bekannt. Früher hatte er sich in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt, weil sein in der Liebe lebendiger Glaube und der Anblick von so vielen faden und trostlosen Formen und Äußerlichkeiten in der Kirche ihn verleiteten, für Männer wie Boos, Goßner, Lindl und andere Partei zu nehmen. Doch war er, von Sailer gewarnt, bei Zeiten zurückgetreten.

Nachdem ich so etwas über ein Jahr in Binabiburg mein Noviziat gehalten, ging ich nach Regensburg zurück, um förmlich ins Seminar einzutreten. Vor drei vom Bischof ernannten Theologen bestand ich ein Examen und erhielt nach vorausgegangenen niederen und höheren Weihen am 11. April 1826 die Priesterweihe zugleich mit Dr. Proske, Zumfelde, Brentano und Burgmayer. Somit war der lutherische Kandidat der Theologie jetzt ein katholischer Priester geworden.

Meine Primiz sollte am 25. April als am Feste des heiligen Markus in Binabiburg gehalten werden. Meine Regensburger

Freunde begleiteten mich dahin. Diepenbrock hielt die Predigt. Er nahm seinen Text aus dem Evangelium des Tages: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.“ Und, ein eigentümliches Zusammentreffen: Den gleichen Text gebrauchte 50 Jahre später bei meiner Sekundiz Bischof Mc Quaid von Rochester. Diepenbrock meinte, dies sei eigentlich die Preisaufgabe des Christentums und würde nur von wenigen gelöst, entweder die Schlangen- oder die Taubennatur wäre vorwiegend.

Ich blieb hierauf in Binabiburg bei Herrn Pfarrer Buchner, um ihm in der Seelsorge auszuhelfen, was ich denn auch mit Eifer und Freudigkeit tat. Und wirklich eine Freude war es, in einem so wohlvorbereiteten Weinberg zu arbeiten. In dieser Gemeinde herrschte lebendiges Christentum, nichts von jener albernem Betschwelgerei und leeren Äußerlichkeit, die in manchen anderen Gemeinden für Christentum galten. Wittmann erkannte dies. Er gab daher eine neue Übersetzung des Neuen Testaments heraus und suchte sie in der ganzen Diözese unter dem Volke zu verbreiten. „Denn“, sagte er, „hier redet der Geist Gottes selbst zu uns, und das ist etwas anderes, als was wir in den gewöhnlichen Gebet- und Andachtsbüchern finden.“ Der liebe Mann wurde deswegen von manchen Seiten her hart angefochten. Noch im Jahre 1862, also 30 Jahre nach seinem Tode, wollte ein Geisterseher in Amerika seine Seele wegen der Bibelverbreitung im Fegfeuer gesehen haben. Buchner war Wittmanns eifriger Gehilfe in dieser Sache. Man fand das Neue Testament in jedem Haus in seiner Gemeinde, und zwar wohl benützt. Denn der Pfarrer ging selbst mit gutem Beispiel voran. Jeden Abend zur Zeit des Nachtgebetes ging er in die sogenannte Baustube hinunter, wo sich dann die ganze, sehr zahlreiche Hausgenossenschaft versammelte. Denn wegen der großen, zur Pfarrei gehörenden Ökonomie waren außer dem Baumeister drei Knechte und außer der Haushälterin drei Mägde vorhanden, und dann hielten sich noch einige — ich möchte sie Austräger nennen — auf, z. B. eine alte, blinde Magd, die viele Jahre hier gedient, ebenso ein alter, an Gicht leidender Knecht. Als einmal ein fremder Geistlicher, der zu uns auf Besuch gekommen war, von dieser Abendandacht mit uns wieder hinaufging, sagte er: „Aber, lieber Herr Pfarrer, was tun Sie denn mit all dem unnützen Volke im Hause?“ — „Ei nun“, sagte der Pfarrer, „man gibt ja selbst einem Tier, das uns anhänglich ist und viele Jahre treu gedient hat, das Gnadensbrot.“

Auch der in der Nähe wohnende Lehrer, damals Schulmeister genannt, nebst seiner Frau, die des Pfarrers Schwester war, pflegten sich einzufinden, wie auch des Pfarrers Vater und Mut-

ter, die im Pfarrhause ihr Stübchen hatten. Da setzte man sich nun vor dem gemeinschaftlichen Nachtgebet um den großen Tisch und auf die Ofenbank, und eines hatte jedesmal ein Kapitel aus der Heiligen Schrift vorzulesen, worüber dann der Pfarrer einige Erläuterungen gab. Dies wurde in vielen Familien der Gemeinde nachgeahmt, und ich habe Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welcher große Segen darin liegt, wenn so das Volk mit dem Worte Gottes bekanntgemacht wird. Doch hier heißt es auch: Eines tun und das andere nicht lassen.

Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß es in Luthers Katechismus heißt: „Fr. Was soll eines Menschen erste Sorge sein? Antw. Wie er hier der Gnade Gottes und künftig des ewigen Lebens möge teilhaftig werden. Fr. Woraus kann man solches lernen? Antw. Aus der Bibel oder der Heiligen Schrift.“ Hier fängt die Ketzerei an, und manche wohlmeinende katholische Geistliche, die der Unwissenheit ihres Volkes und dem religiösen Schlendrian gegenüber mit Ungestüm auf das Bibellesen drangen, forderten damit törichte Eiferer, die überall Ketzereien wittern, heraus, die ganze Sache zu verdächtigen.

Im Herbst des Jahres 1826 verließ Häglsperger Wiesbach, eine zur Pfarrei Binabiburg gehörige Expositur, um die Pfarrei Eggkofen, auch nur eine Stunde von Binabiburg entfernt und früher als Expositur dazu gehörend, zu übernehmen, wogegen ich nach Wiesbach ziehen mußte. Nur ungern konnte ich mich von Buchner und seinem patriarchalischen Hauswesen trennen. Doch es ging nicht an, wegen der weiten Entfernung, den Platz von Binabiburg aus zu versehen, und das Volk war nun einmal daran gewöhnt, seinen residierenden Priester zu haben. Hier bestanden aber mehrere Übelstände, die auch Häglsperger vertrieben hatten. Buchners Vorgänger hatte den Platz zu einer Expositur gemacht, dabei aber die Unvorsichtigkeit begangen, den alten Mesner, der zu nichts tauglich war, als die Glocken zu läuten, in Amt und Würden zu lassen und neben der Kirche ein planloses Wohnhäuschen zu bauen, das noch obendrein zum Teil auf dem Gebiete eines boshaften Menschen stand, der mit Prügel und Hund daherkam, wenn des Priesters Kuh über seinen Hof ging. Der Pfarrer war mit mir einverstanden, den Mesner abzusetzen, und wir stellten einen Mann an, der Orgel spielen und Schule halten konnte, und kauften dem störrischen Bauern sein Anwesen ab. Wo das Geld herkam, weiß ich selbst nicht recht. Der Pfarrer gab wohl das meiste, aber auch andere Leute in und außerhalb der Gemeinde steuerten bei. Ein alter Posthalter in Vilsbiburg z. B. spendete eine beträchtliche Summe. Ich riß jetzt das alte, ohnehin baufällige Bauernhaus, das nur etwa 20 Schritte vom Hause des Priesters entfernt lag, nieder, baute neue Stallungen und Scheunen, schaffte Vieh und Fahrnis

an und der Pfarrer überließ mir den Zehnt. Hierauf vergrößerte ich auch das Wohnhaus, so daß mein Mesner und Lehrer bequem bei mir wohnen und Schule halten konnte.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Geistliche selten lange zu bleiben haben an Orten, wo sie viel gebaut und viel Neues eingerichtet haben. Dies war auch hier der Fall. Ich wurde es überdrüssig, mich beständig mit rohen Bauern und kirchenfeindlichen Landgerichten herumzubalgen. Dazu kam noch, daß ich auf einem abgelegenen Dorfe, wo ich stundenweit zu gehen hatte, wenn ich etwas anderes sehen wollte als meine Bauern, anfang, mich einsam zu fühlen, und auf gutem Wege war, zu verbauern. Dies gab ich Diepenbrock zu verstehen, was übrigens überflüssig war. Denn er hatte es bereits selbst eingesehen, daß ich nicht in meiner rechten Stellung sei, und deswegen Anstalten getroffen, daß ich in die Stadt berufen wurde, um als Chorvikar und Religionslehrer am Gymnasium angestellt zu werden.

Bevor ich jedoch ganz mit meinem Wiesbacher Leben abschließe, muß ich eine Begebenheit erwähnen, die viel dazu beitrug, daß ich um so mehr von dort fortzukommen wünschte. Da ich nämlich nach Buchners Art und Weise immer bereitwillig der Bedrängten mich annahm, Wiesbach auch wegen eines dortigen Mutter-Gottes-Bildes weit und breit im Rufe eines Gnadenortes stand, so hatte sich auch unter anderem eine Frauensperson dort eingefunden, an der sich viel Auffallendes zeigte. Ich nahm sie ins Haus, um sie näher beobachten zu können. Sie hatte Visionen, sah in die Ferne und offenbarte Dinge, die sie unmöglich auf natürlichem Wege wissen konnte. Oft lag sie stundenlang in Verzückung, dann hatte sie wieder die furchtbarsten satanischen Anfälle zu bestehen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie durch unsichtbare Kräfte emporgehoben und an die Wand geschleudert wurde, daß man hätte meinen sollen, alle ihre Gebeine würden zerschmettert. Dann lebte sie wieder wochenlang ohne alle Nahrung, und zuletzt fingen die Wundmale an, sich einzustellen. Buchner, Häglsperger, Schön und andere, die ich mit der Sache bekanntmachte, hatten gar keinen Zweifel an der Wahrheit. Sogar der alte Goerres kam von München heraus. Ich schrieb lange Briefe an Diepenbrock, der damals bischöflicher Sekretär war, um dem Bischofe die Dinge mitzuteilen. Noch besitze ich einen Brief von ihm, in dem er mir des Bischofs Ansichten über diese Sache mitteilt. Der gute Bischof hatte am Schlusse dieses Briefes mit eigener Hand hinzugeschrieben: „Bei solchen Dingen kann man nicht vorsichtig genug sein. Man muß, das Wenigste sei gesagt, immer einen Winkel im Herzen für den Zweifel offen behalten.“ Und dies ließ ich mir gesagt sein. Ich handelte nach dem amerikanischen Grundsatz: Set a thief to cath a thief, d. h. stelle einen Schelm

ein, wenn du einen Schelm fangen willst. Ich hatte eine Haushälterin, die früher auch zur heiligen Zunft der Betschwestern gehörte und schon durch vieles hindurchgegangen war. Diese stellte ich an, die Wunderbare zu beobachten. Und siehe! Die ganze Geschichte stellte sich als Betrug heraus. Das andauernde Fasten erklärte sich dadurch, daß sie bei Nacht, wenn alles schlief, im Hause herumstrich und sich Nahrung suchte; die Wundmale hatte sie sich mit Glasscherben eingekratzt usw. Diese Dinge kamen zwar nicht in die Öffentlichkeit, doch so viel war indes ruchbar geworden, daß mir der Aufenthalt dortselbst verleidet wurde.

Mir scheinen übrigens Personen dieser Art von Anfang an nicht eigentliche Betrüger zu sein. Aber, wird man einwenden, das Brotstehlen für das erheuchelte Fasten und die Manipulation mit Glasscherben? Nun, das sind Dinge, zu denen man seine Zuflucht nimmt, um nicht aus der Rolle zu fallen. Ich halte sie für Betrogene vom Satan und ihrer eigenen ungeläuterten Natur. Übrigens habe ich bei dieser Gelegenheit viel gelernt und Erfahrungen gemacht, die mir späterhin in der Seelsorge zugute gekommen sind.

In Regensburg war indessen diesmal meines Bleibens nicht lange. Herr Friedrich Schlosser, ein reicher Frankfurter, Goethe's Schwustersohn, der zur katholischen Kirche übergetreten war, hatte das schöne Stift Neuburg bei Heidelberg gekauft. Dieses war ein altes Damenstift, wurde aber als solches im 17. Jahrhundert aufgehoben und den Heidelberger Jesuiten übergeben, die es als Sommeraufenthalt benutzten. Nach Aufhebung des Ordens verkauft, ging es von Hand zu Hand. Schlosser restaurierte das verfallene Gebäude mit großen Kosten und machte aus dem schönen gotischen Presbyterium der alten Kirche, die schon zu mancherlei Gebrauch hatte dienen müssen, eine Hauskapelle, die von dem seligen Hermann von Freiburg eingeweiht wurde. Jetzt bemühte Schlosser sich um einen Hausgeistlichen. Im Badischen sah es damals beim Klerus schlecht aus. Denn es war um die Zeit des Zölibatsturmes. Herr Dekan Sprießler hatte sich mir nichts dir nichts mit seiner Haushälterin kopulieren lassen, und die Gassenjungen ließen es nicht fehlen, mit Spottliedern aufzuwarten. Schlosser wandte sich deshalb an Sailer, mit dem er bekannt war und schon lange in freundlichem Verkehre stand. Diepenbrock teilte mir mit, was jener in dieser Angelegenheit an Sailer schrieb: er wünsche einen strenggläubigen katholischen Priester, der nicht angesteckt sei von dem Indifferentismus der Neuzeit, der aber zugleich ein gebildeter Mann sei, der sich in höheren Kreisen der Gesellschaft zu bewegen wisse und nach keiner Seite hin Anstoß gebe. Ich zweifelte, ob ich der Mann sei, aber Sailer sowohl wie Diepenbrock

redeten mir zu, und so reiste ich im Herbst 1831 nach Stift Neuburg.

Zwischen hier und meinem Wiesbacher Bauernleben war ein gewaltiger Unterschied. Da hatte ich die Manieren, die ich in Harkensee gelernt und geübt hatte, wieder hervorzusuchen, ja es ging noch in viel höherem Stile zu. Personen aus höheren und höchsten Ständen, besonders aus der Frankfurter Geldaristokratie verkehrten hier. Ich war als Priester in einer sonderbaren Stellung und habe mich oft darüber verwundert, was denn meine Regensburger Gönner dazu vermochte, mich zu einem „Luxuspriester“ zu machen. Seelsorge hatte ich hier nicht, ausgenommen, daß benachbarte Geistliche mich hie und da ersuchten, zu predigen oder im Beichtstuhle auszuhelfen. Die Dienerschaft war größtenteils protestantisch, und ich las täglich nur für Herrn und Frau Schlosser, den alten, katholischen Gärtner und eine oder zwei andere Personen die heilige Messe. — Schlosser zeigte sich als ein sehr gelehrter, guter, bescheidener, aber schwacher und einseitiger Mann. Er war wohl katholisch geworden, hatte aber nicht recht den Mut, entschieden katholisch aufzutreten. Frau Schlosser, einem der reichsten Häuser Frankfurts entsprossen, war ihm gefolgt, aber mehr dem Gemahl, dem es von Herzen ernst war, zu gefallen, als aus anderen Motiven. Sie, eine sehr stattliche Dame, wußte mit imponierender Ruhe aufzutreten, und oft, wenn ich sie so am Teetische oder bei Bällen und Dinern schalten und walten sah, habe ich mir gedacht, wie schade es doch, daß sie nur Frau Schlosser und nicht eine Fürstin oder Selbstherrscherin aller Reußen geworden sei.

Herr Schlosser hätte es sicher gerne anders gehabt, aber durch ihren Einfluß war das Verhältnis mit der protestantischen oder vielmehr ungläubigen Freund- und Verwandtschaft daselbe geblieben. Vor ihr schien man sich gleichsam zu genieren, daß man katholisch sei, und merkte es nicht, daß man im stillen verspottet und ausgelacht wurde. Nichts konnte die gute Frau Schlosser mehr kitzeln, als wenn vielleicht einmal fürstliche Persönlichkeiten oder Leute von hohem Adel bei ihrer Durchreise sich herabließen, das Stift zu besuchen. Auch vornehme Engländer, die sich zu Hunderten im schönen Rheingau umhertrieben, waren häufige Gäste.

Doch auch andere Personen verkehrten auf dem Stift, wie z. B. Räß, damals Regens in Mainz, Weis, Kanonikus, später Bischof in Speyer, nebst anderen Speyerer Geistlichen. Auch die Brentano's, besonders Clemens, ließen sich zu Zeiten sehen.

Schlosser hatte eine für einen Privatmann ungeheuere Bibliothek nebst großen Sammlungen von Antiquitäten, Kupferstichen u. dgl. Hier war sein Steckenpferd. Jede Stunde, die er dem gesellschaftlichen Verkehre entziehen konnte, brachte er in seiner

geräumigen, prachtvollen Bibliothek zu, nicht sowohl, um zu studieren, sondern zu ordnen, Kataloge zu schreiben und wieder anders zu ordnen, kurz, man hätte meinen sollen, er wäre gerade nur der Bibliothekar.

Es gehörte eine bedeutende Ökonomie zum Stifte, die aber durchaus vernachlässigt war. Schlosser kümmerte sich das ganze Jahr nicht darum, kannte nicht einmal die Feldmarken, wußte nicht, wie viele Kühe da waren oder ob überhaupt welche vorhanden waren. Frau Schlosser hatte sich der Sache wohl hie und da angenommen, entbehrte aber jeglichen Verständnisses und wurde von Dienstboten und dienstfertigen Spekulanten überall hinters Licht geführt. Da ich von jeher große Freude an der Ökonomie und am Hauswesen gehabt, so nahm ich mich zur großen Freude der Frau Schlosser um dieselbe an. Und so kam es denn, daß ich allmählich die ganze Verwaltung des Stiftes in die Hände bekam. Den Winter über verweilten Schlossers die meiste Zeit in Frankfurt, und da gebot ich ohnehin als unbeschränkter Herr. Zuerst baute ich einen neuen Flügel an das Hauptgebäude, denn obgleich dieses sehr groß war, so fehlte es bei den vielen Besuchen doch immer an Platz. Sodann stellte ich neue Ökonomiegebäude und Keller her, legte neue Weinberge an und beschäftigte die armen Leute aus dem benachbarten Dörfe, statt daß sonst das Geld an spekulierende Gauner vergeudet wurde. Schlosser war froh, daß er nicht nötig hatte, sich um irgend etwas anderes zu bekümmern als um seine Bücher. Ihm war alles recht, was ich anordnete, und Geld hatte ich ja genug zur Verfügung. Einmal wären wir aber doch bald ernstlich hintereinander geraten. Es führte eine herrliche Wasserleitung aus dem benachbarten Waldgebirge herunter, noch von den praktischen Jesuiten angelegt. Man hatte das Wasser überall, in der Küche, in den Stallungen, im Badezimmer und in den Schlafzimmern. Man durfte nur einen Hahn aufdrehen. In den Gärten gab es mehrere Springbrunnen. Nun hatte jemand dem guten Schlosser in den Kopf gesetzt, man könne alles Wasser konzentrieren und hinter dem Garten, wo sich eine tiefe Schlucht befand, einen Wasserfall anlegen. Man ließ also mit ungeheueren Kosten Felsblöcke aufeinander türmen und das Wasser darüber hinrieseln. Schade, dachte ich, um das schöne Wasser, daß es so mit einer einfältigen Spielerei vergeudet wird. Wie gut würde es den Wiesen tun. Während des Winters richtete ich die Sache so ein, daß das Wasser in die Wiesen laufen konnte, hatte es aber derart gemacht, daß man es erforderlichen Falles auch zum Wasserfalle benutzen konnte. Zur gleichen Zeit hatte ich auch ein Reservoir gegraben, in dem sich der Unrat aus den Ställen und Abritten sammelte. Einst war nun eine sehr vornehme Gesellschaft da. Schlosser führte sie überall herum,

zeigte ihr all seine Herrlichkeiten: den gotischen Saal, die gotische Kapelle, die Bibliothek, die Gartenanlagen und zuletzt sollte dann der Wasserfall eine Überraschung bieten, aber o weh! — Der war trocken. „Georg, wo ist das Wasser?“ ruft Schlosser dem Gärtner zu. „Ja, der Herr Vikar hat es in die Wiesen geleitet, man kann es aber jeden Augenblick wieder herleiten.“ — „Nun, so leite es her, aber schnell!“ Georg läuft, als ob ihm der Kopf brennete und zieht in seiner Eile die verkehrte Schleuse auf. Die Herrschaften aber haben sich die Nasen zugehalten, wie die Kloake aus meinem Reservoir herabgestürzt kommt, und Schlosser hätte aus der Haut fahren mögen. Er setzte es sich in den Kopf, ich hätte ihm absichtlich diesen Possen gespielt. Denn es war ihm hinterbracht worden, daß ich mich über seine Kleinlichkeiten manchmal lustig machte. Es würde viel Mißverständnis und Unheil in der Welt verhindert werden, wenn man bedenken wollte, daß es oft viel leichter ist, einen Witz zu machen, als ihn zur rechten Zeit zu unterdrücken.

Ogleich ich nun auf dem Stifte in Verhältnissen lebte, die, was das Zeitliche anbetrifft, nichts zu wünschen ließen; denn Schlosser hatte auch Vorkehrung getroffen, daß im Falle seines Todes meine Existenz gesichert wäre, so war mir doch immer nicht recht wohl bei der Sache. Ich wußte ja nicht, was denn eigentlich mein Beruf sei. Clemens Brentano gab endlich einmal der Sache den rechten Namen. Er kam öfters zu Besuch aufs Stift, er und Schlosser waren ja Spiel- und Schulkameraden gewesen. Auch sah ich ihn manchmal in Frankfurt, wo wir oft stundenlang neben einer großen Kiste beisamensaßen, in der er die Denkwürdigkeiten der Katharina Emmerich aufbewahrte. Er las mir vieles daraus vor. Damals war nämlich noch nichts davon gedruckt, und „Das bittere Leiden und Sterben“ kam gerade heraus, als ich abreiste, so daß ich es mit nach Amerika nehmen konnte. Nun also, Clemens Brentano gab dem Kinde einen Namen. Er war im Herbst 1833 zur Zeit der Weinlese auf längere Zeit bei uns, mit ihm zu gleicher Zeit Räß, damals Seminardirektor und jetzt noch Bischof von Straßburg, Weis von Speyer und andere Männer dieser Art. Bei einem Spaziergange in den Weinbergen teilte uns Räß einen Brief des neuen Bischofs von Philadelphia mit, in dem dieser über den Mangel an Priestern, besonders deutschen, jammerte. Er habe in seiner ungeheueren Diözese — jetzt sind bereits sieben daraus gemacht — nur 4 oder 5 deutsche Priester. „He, Monsieur“, wandte sich Brentano mit seinem schalkhaften Wesen an mich, „das wäre so etwas für Unsereinen; ein junger kräftiger Mann, wohlbegabt an Leib und Seele, hockt da als Luxuspriester und wird dick und fett, während Hunderte von armen Katholiken nach geistiger Nahrung schreien.“ Man nahm dies auf als einen der gewöhn-

lichen Späße Brentano's, ich aber nicht. Der Luxuspriester kam mir nicht mehr aus den Gedanken. Brentano hatte hier in seiner derben Weise gerade herausgesagt, was mir mein eigenes Herz schon oft gesagt hatte. So entschloß ich mich denn, zum drittenmal zu tun, was ich bereits zweimal getan hatte, nämlich vor 23 Jahren, als ich nach Schwerin wanderte, und vor 10 Jahren, wie ich mein Vaterland verließ und nach Bayern pilgerte. Diesmal aber ging mein Verlassen aller Dinge mit klarerem Begriff aus höheren Motiven hervor. Ich dachte an Petrus, wenn er sagt: „Siehe, Herr! Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ Ich wollte Missionär werden, doch ließ ich vorderhand nichts merken. Nur in einem Briefe an Diepenbrock — Sailer war das Jahr zuvor gestorben — deutete ich darauf hin. Er wünschte mir Glück dazu und sagte in seinem Briefe: „Mir ist das ganze Wesen hier so verleidet, daß ich mich losreißen und mit Dir gehen möchte, wer weiß, was ich noch tue? Hast recht, mit der Stiftsgeschichte ein Ende zu machen. Kannst doch dort nichts weiter tun, als leeres Stroh dreschen. Wie ich Dich anfangs dazu ermunterte, hatte ich eine ganz andere Ansicht von der Sache. Wie ich im vorigen Jahre dort war, habe ich mir genug gesehen. Die Leute sind ja weder kalt noch warm, weder Fisch noch Fleisch, und Du verlierst Deinen Beruf. Oder wolltest Du nicht lieber wieder zu uns kommen? Du gehörst ja ohnehin zur Diözese, bist ja nur auf Urlaub. Ein Platz findet sich für Dich ohne Mühe. Ich hätte Dich gerne wieder um mich, Du lieber, alter Wandsbecker! Doch wenn höherer Beruf Dich treibt, so will ich nichts gesagt haben, als Gott segne Dich!“

Wie es Winter wurde, gingen Schlossers nach Frankfurt, und ich verlegte mich mit allem Fleiße auf das Englische. Jede Woche ging ich ein paarmal nach Heidelberg hinein zu einem alten englischen Sprachlehrer. Und als Schlossers im Frühjahr (1834) wieder auf das Stift kamen, eröffnete ich ihnen, was ich vorhatte. Sie hatten schon etwas Unklares gehört, es aber nicht geglaubt. Nun mußte ich noch ein paar Monate dort bleiben, um manches in Ordnung zu bringen.

Ich wollte von Havre absegeln und beschloß, die Reise durch Frankreich wenigstens größtenteils zu Fuß zu machen. Dazu suchte ich meinen alten Tornister wieder hervor, zog eine Bluse über meine Kleider und nahm statt des Ziegenhainers einen Regenschirm in die Hand. Meine Sachen, wie Bücher und besonders viele Kleidungsstücke, von denen ich hörte, daß sie in Amerika sehr kostspielig seien, packte ich in einige Kisten und übergab sie der Ambulance, denn Eisenbahnen gab es ja noch nicht. Und so war ich jetzt zum drittenmal heimatlos auf der Wanderschaft.